

Der Blick aus dem Fenster

Erzählung aus der Innerschweiz von Josef von Matt Stans 1901-1988
mit Bildern von Marianne Borgula-Christen Kriens 1930-2021

Nidwaldner Kalender 1979

Den Kopf mit den Strubbelhaaren über seine Arbeit gebeugt, sass Stefan in seiner Werkstatt, setzte mit Bedacht den Bunzen auf das Kupferblech. Jedesmal, wenn er mit dem kleinen Hammer auf den Bunzen schlug, schwang ein dumpfer Ton durch den verrussten Raum. Meist folgten die Schläge in kurzen Abständen, dann wieder zögernd, aber immer mit gleichmässiger Sicherheit. Unter der Kohle auf der Esse glomm noch die Glut im Luftzug, der durch das offene Fenster hereinstrich. Mit ihm drang auch das Rauschen des Baches herein, der schon seit Jahrzehnten über ein stillstehendes Wasserrad munter herabsprang, schäumte und in einem winzigen See für kurze Zeit seine Ruhe fand. Das grosse Rad hatte schon längst seine Schaukeln eingebüsst. Noch zu Grossvaters Zeiten hatte es den schweren Schmiedehammer gehoben, die Treibriemen in Bewegung gehalten und den Blasbalg betätigt. Die glorreichen Zeiten seiner mächtigen Kraft waren längst verschwunden. Elektrische Motoren haben seine Dienste übernommen. Auch der grosse Hammer ist schon seit Jahren nicht mehr auf das glühende Eisen hinabgesaut. Von einer dicken Staubschicht bedeckt, hängt er in seinem massigen Gestell und wartet vergeblich auf Arbeit, seitdem Stefans Vater schon in jungen Jahren, nach einer schlimmen Krankheit, seine Kräfte schonen musste.

Stefan sann nicht diesen alten Zeiten nach, er trauerte auch nicht über das Fehlen des hellen Hammerklanges auf dem Amboss und darüber, dass nun keine Pferde vor der Schmiede auf den Hufbeschlag warteten. Er war mit allen Sinnen dabei, dem Zierstück unter seiner Hand ein hübsches Ornament einzuschlagen. So sehr daren vertieft, dass er nicht wahrte, wie sich das Licht aus der offenen Türe verminderte, eine Mädchengestalt hereintrat und in tänzerischem Schritt auf ihn zukam, lautlos nä-

her trat und ihm zuschaute. Erst da ihm ein seltsamer Duft in die Nase stieg und er ein Kitzeln auf der Wange spürte, schaute er auf und in zwei nahe, dunkelbraune Augen, auf ein zartes, sonnengebräuntes Mädchen- gesicht, das ihm herzlich zulächelte.

«Jetzt hätte ich beinahe die ganze Arbeit kaputt gemacht», rief er und liess den Hammer fallen, «wie kannst du nur, wie bist du hereingekommen, was willst du?» «Ein netter Empfang, das muss ich sagen», entrüstete sich das Mädchen, «kein Guttag, kein Willkomm, angepfaucht wird man bei dir. Dabei bin ich mich gewohnt, von meinen Freunden mit einem Kuss begrüsst zu werden!» Stefan, immer noch auf seinem Hocker, betrachtete erstaunt das Mädchen in seinem hübschen hellen Kleid, auf dem sich bunte Blumen rankten, das Schollmälchen im ebenmässigen Gesicht, die hochgeschwungenen Brauen und die kastanienbraunen Haare, die in weichen Wellen bis auf die Schultern fielen. «Wie kannst du am helllichten Tag in dieser Gegend herum- schwänzeln, Angela, hast du Ferien?» fand er endlich die Sprache. «Ich bin auf Einkauf», sagte Angela mit gewichtiger Miene, «will schauen, ob du in der Zwischenzeit etwas Brauchbares für unsere Boutique zustande gebracht hast. Ich habe den Geschäftswagen bei mir, ich kann allerhand mitnehmen, wenn du gnädig geruhst, uns etwas zu verkaufen.»

Stefan zupfte an seinem kruseligen Bart, dann klatschte er in die Hände und sagte: «Habe ich! Komm schau! Aber das Schönste zeige ich dir erst zuletzt.» Das Mädchen blieb stehen, schaute zu ihm auf und meinte: «Vom ästhetischen Standpunkt aus dürftest du deinen Schnauz etwas zurückstutzen, du siehst mir so etwas zu bärbeissig aus und den Russfleck auf deiner Stirne darfst du noch vor der Besichtigung deiner Kostbarkeiten wegwischen, er ist deiner männlichen Schönheit abträglich.»

«Angela, solche Berufsabzeichen dürfen dich nicht stören», meinte Stefan, «und wenn ich ihn wegputze, rutschen gleich zwei andere nach. Komm jetzt, ich will dir zeigen, was mir in letzter Zeit so quasi nach Feierabend gelungen ist.» Er schritt voraus in einen Lagerraum ohne Fenster, nur von einer Glühbirne an der Decke spärlich beleuchtet. Neben Rohmaterial und Halbfabrikaten lagen und standen auf den Regalen kupferne Pfannen, Modelle, Zierstücke und Lampen.

«Ich muss schon sagen, einen anmächeligen Ausstellungsraum hast du und einen Staublappen kann man hier wohl auch nicht finden», sagte Angela schnippisch, «du musst einmal zu uns in die Stadt kommen und staunen, wie hübsch dein Kunstgewerbe in unserer Boutique wirkt zwischen goldgerandeten Spiegeln, adretten Stoffen, moderner und antiker Keramik, auf alten Möbeln mit Seidenglanz und bestickten Decken.» Während sie munter mit Plaudern fortfuhr, nahm sie das eine und andere Stück in die Hand, trug es in die Werkstatt und vor die Türe ans Licht. «Den Preis hast du auch nicht angeschrieben, den machst du wohl je nach Laune und Kauflust. Du bist doch einverstanden, ich nehme mit, was mir gefällt, aber die letzte Entscheidung bleibt meiner Meisterin vorbehalten und die Zahlung erfolgt, wenn die Sachen verkauft sind.»

Den Kopf bedächtig hin- und herwiegend meinte Stefan: «Wir wollen einmal zusehen, was dir gefällt. Ich bin zwar kein Millionär, der geduldig zuwarten kann, bis das Geld hereinkommt. Gestern war ein Herr von Zürich in meiner Werkstatt, dem haben meine Kupferarbeiten auch gut gefallen. Er hat gesagt, er komme Ende dieser Woche wieder.» Immer eifriger trug Angela die Zierstücke ans Licht, achtete sorgsam, dass

ihr helles Kleid weder mit dem russigen Türpfosten, noch mit dem Amboss in Berührung kam und stellte draussen die ausgewählten auf die lange Werkbank. «Dann schreiben wir alles hübsch der Reihe nach auf, du machst die Preise. Ich habe Wolldecken im Auto, damit ihnen nichts geschieht», und fügte bei, «eigentlich könnten wir mit deinen Arbeiten in der Stadt einen eigenen Laden aufmachen, Stefan, du und ich, die Nachfrage ist enorm, dazu während der Saison die vielen Ausländer. Ich müsste dann in der Stadt auch nicht mehr eine teure Wohnung mieten. Die tägliche Fahrt hin und her ist nicht sehr kostspielig. Nur ein kleines Geschäft, vielleicht noch etwas Schmuck dazu, handbemalte Teller und wir könnten herrlich zusammen leben.»

In seinen schweren Holzschuhen tappte

Stefan hinaus zum Brunnen, wusch sich die Hände und das Gesicht, verschwand im Haus, kam mit Schreibzeug und Papier zurück, wischte den Russ vom Tisch und begann zu schreiben. Wenn sie sich bei einem Stück über den Preis nicht einig werden konnten, stellte es Angela wieder weg. Grosse Mühe verursachte das Zu-



«Dafür bekommst du meinen liebsten Kuss.»

sammenzählen der langen Zahlenreihe, dann aber ging Stefan zu dem grossen Schrank und brachte eine Kupfervase mit eigenartigen Ornamenten und zwei zierlichen Henkeln, die sich weitausladend elegant empor schwangen. Ei, wie staunte das Mädchen. Aus seinem Munde sprudelte ein Lobgesang in hohen Tönen. Mit schalkhaftem Lächeln hörte Stefan den munteren Worten zu und sagte: «Diese Vase habe ich für mich gemacht, sie soll einmal auf meinem Stubentisch stehen und wenn ich von der Hochzeitsfeier zurückkomme, wird das Brautbouquet hineingepflanzt.»

Voller Begeisterung rief Angela: «Stefan, damit hast du dich selbst übertroffen. Das ist ein Meisterwerk, dafür bekommst du meinen liebsten Kuss. Aber weil du von oben bis unten dreckig bist, warte, nur einen kurzen Augenblick!» In raschen Sprüngen verschwand Angela durch die Türe und kam mit einer weitausgebreiteten Wolldecke zurück, lief damit auf ihn zu, griff mit beiden Händen in seine Haare und küsste ihn wild und ergiebig. Dabei fand die Wolldecke zwischen ihnen keine Gelegenheit, auch nur einen Millimeter hinabzurutschen. Auch dann nicht, als ein mächtiges Gelächter die Schmiede erfüllte, ein Mann festen Schrittes auf sie zutrat und sein Lachen nicht meistern konnte. Erst da er zu sprechen begann, kam sie, zuerst auf der linken Seite und dann gänzlich ins Rutschen. «Erfindungsreich sind die Damen», begann er zu sprechen, «bin doch schon weit gereist, aber so etwas habe ich noch nie gesehen. Und ausgerechnet eine Wolldecke bei dieser Sommerhitze, man lernt immer noch dazu.» Dabei wippte des Mannes Spitzbart munter auf und ab. «Ich bitte recht höflich um Entschuldigung wegen der Störung. Aber da ich durch das Fenster hineinschaute, konnte ich mich nicht zurückhalten, ich musste mir diese Szene aus der Nähe betrachten.»

«Sie sind ein Wüstling», fauchte Angela, griff nach der Wolldecke und begann, die ausgewählten Stücke auf der Werkbank einzupacken. Ohne die Spuren des Lippenstifts aus seinem Gesicht zu wischen, aber immer noch etwas benommen, sagte Stefan: «Sie hat südländisches Temperament!» Indessen fiel des Eindringlings Blick auf die grosse Kupfervase. Er trat näher und betrachtete sie bewundernd. «Das ist eine herrliche Arbeit, Stefan, nach Vorbild oder eigenem Entwurf?» «Zwanzigmal gezeichnet und dreimal wieder zusammengequetscht», antwortete der junge Mann.

«Wenn Sie der Herr aus Zürich sind, nur damit Sie es wissen, die Vase ist unverkäuflich, ist unsere Brautvase!» rief Angela erbost und beeilte sich, die letzten Stücke einzuwickeln. «Ich komme nicht aus Zürich, liebes Fräulein, oder verehrte Braut, ich wohne hier ganz in der Nähe, im Vorspann, wenn Sie es genau wissen wollen, ob dem

Hohlweg. Aber dort hinauf können Sie mit ihrem spritzigen Wagen nicht fahren, die Zufahrt ist zu eng. Doch sind Sie herzlich eingeladen zu einem Glas Wein oder einer Tasse Tee, allein oder mit Ihrem Bräutigam. Einfallsreiche Damen zähle ich gerne zu meinen Gästen.» Schnippisch gab sie zurück: «Vorläufig kann ich verzichten. Stefan, ich muss mich beeilen. Ich gebe dir schon morgen Bericht. Komm, hilf mir doch!»

Auch der Spitzbärtige fand sich bereit, die Bündel zum Auto zu tragen, dem rassigen Start beizuwohnen und dem davonfahrenden Auto nachzuwinken. «Hast du dich verlobt?» fragte der Zeuge des Liebesspiels. «Nein, ich nicht», sagte Stefan, «ob sie sich heimlich mit mir verlobt hat, weiss ich nicht, sie hat südländisches Blut. Sie haben sie nicht mehr gekannt, war das wildeste Mädchen unserer Schule. Die Familie ist dann in die Stadt gezogen, bevor Sie hierher zurückgekommen und ins Vorspann eingezogen sind.»

Von schwerer Schuld

Aus der hintersten Ecke der Werkstatt waren Rufe zu vernehmen: «Essen, essen, die Suppe wird kalt!» «Zuerst die Wolldecke und dann eine warme Suppe, Stefan, du musst dich schon ordentlich abkühlen. Ich komme nachmittags noch einmal vorbei», sagte der Spitzbärtige, «ich gehe in den ‚Ochsen‘ zum Essen, Gertrud ist verreist.» Nun war Stefans Mutter schon näher getreten, hat die letzten Worte des Besuchers vernommen und bot ihm die Hand zum Gruss: «Das ist aber nett, Herr Roman, dass ich Sie auch wieder einmal sehe, nein, Sie müssen nicht in die Wirtschaft gehen, wenn Sie nicht zu anspruchsvoll sind. Das Essen steht auf dem Tisch, Älplermaggaroni, ich schlage noch zwei Eier drauf, ist gewiss für drei genug da, seien Sie so lieb und kommen Sie, das ist mir eine grosse Freude.» Roman wollte schon abwehren, da erinnerte er sich, wie gut seine Mutter dieses einheimische Gericht zubereitet hatte und sein Widerstand erlahmte. «Ich will Euch doch nicht die Schüssel leeren, damit Ihr hungrig an die Arbeit müsst», meinte er höflich. «Ich kann noch ein paar Schnitten

Rauchspeck dazulegen, kommt jetzt bitte schön und gebt mir die Ehre!»

Über ausgetretene Stufen stiegen sie hinauf, traten in einen Vorraum, an dessen Wänden neben Arbeitskleidern alte Trachtenbilder hingen und dann in die Stube, in die Sonnenstrahlen durch die halbgeschlossenen Fensterläden auf einen blitzblanken Nussbaumboden fielen. Ein altes Buffet ins Tannentäfer eingebaut, ein Tisch, der seine vier gedrechselten Beine ausstreckte, ein Grossvaterstuhl, der zu wohliger Bequemlichkeit einlud, eine bemalte Truhe mit Namen und Jahrzahl und ein grüner Kachelofen, der weit in die Stube hineinragte.

mühselig bei jedem Wetter, sommers und winters durch den Hohlweg hinauf und hinabzusteigen, zuzuschauen, wie die Bauern ringsum mit den Autos und den Traktoren bis vor die Haustüre fahren können», meinte sie.

«Darum heisst ja das Heimetli auch ‚Vorspann‘, weil für jede Fuhr durch den Hohlweg ein Zugrind vorgespannt werden musste», begann Herr Roman zu berichten. «Ei-nesteils kann’s mir recht sein, wenn der Zugang zu meinem Haus erschwert ist. Die Luft bleibt rein vom Benzingestank, ungebetene Besucher werden durch den stotzi-gen, rauhen Weg abgehalten und ich lebe



Mutter Magdalena schätzte die Ehre, Herrn Roman an ihrem Tisch zu haben.

Die Werktagsteller verschwanden und wurden durch goldrandige ersetzt, während Stefan in den Keller hinabstieg und eine Flasche Rotwein brachte. Ohne Umstände und Getue sassen sie bald um den Tisch. Auch Mutter Magdalena füllte ihr Glas und prostete mit dem Gast, nicht ohne nochmals zu betonen, wie hoch sie diese Ehre schätzte.

Auch ein schwarzer Kaffee wurde aufgetischt, bei dem sich gemütlich plaudern liess. Mutter Magdalena kam auf den Hohlweg zu sprechen, der schon längst hätte umfahren werden können, wenn die Besitzer der unterliegenden Heimwesen ein Einsehen zeigen würden. «Ist doch für Euch

dort im herrlichen Frieden. Ich habe die schweren Kriegsjahre mit der deutschen Besetzung in Holland bitter erlebt, keine Nacht ohne Angst, keinen Tag ohne Trauer und Leid, jetzt schätze ich die Jahre sicherer Geborgenheit, die mir Gott noch vergönnt. Meine gute Mutter ist auch bis ins hohe Alter durch den Hohlweg geschritten, hat ihren schweren Korb hinaufgeschleppt und sich vor dem Gespenst nicht gefürchtet. Mit dem Rosenkranz hat sie es in Bann gehalten.»

Nun wollte Frau Magdalena wissen, was Herr Romans Mutter über den Spuk im Hohlweg zu erzählen wusste. «Noch heute gehen Gerüchte um, die Leute reden so viel.

Die einen berichten von Mord und Totschlag, andere wieder spotten darüber.» «Meine Mutter hat nie ein Gespenst gesehen», begann Roman, «aber das Heulen hat sie gehört, das Wispern und Raunen. Und wenn sie schon beim Einstieg in den Hohlweg vom rauhen Wind überfallen wurde, dann ist sie zurückgegangen und hat gewartet, bis das Toben und Sausen nachgelassen hat. Im Hohlweg soll, so hat sie mir im Vertrauen gesagt, in einer Sturmnacht ein Mann erschlagen worden sein. Er lag unter einem umgestürzten Baum. Die Wunden an seinem Kopf liessen darauf schliessen, er sei auf andere Weise umgekommen und dann unter diesen Baum gezerrt worden. Auch habe man Spuren von Axthieben am Baumstrunk gefunden. Sein Bruder wurde verdächtigt, der schon durch viele Jahre mit ihm im Streit gelebt habe wegen einem Erb. Das Gericht hat nicht gewagt, den angesehenen Mann zu verurteilen, der nach wie vor im Rathaus sein Amt versehen habe, mehr denn je auftrumpfte und die Gewalt in den Händen hielt. Jahre später habe er es gewagt, zum ersten Mal wieder durch den Hohlweg hinauf zu gehen, nachts im Sommer bei hellem Mondschein. In dieser Nacht sei wohl erstmals der kalte Luftzug hinabgefegt, habe ihn zurückgejagt. Mit geschwollenem Gesicht, herumtappend wie ein Blinder, sei er durch die Nacht gerirrt und endlich in sein Bett gekrochen, ohne die nächsten fünf Wochen aufzustehen. Niemand hat ihn im Hohlweg angetroffen. Kein Mensch wollte gesehen haben, dass er gegen den Hohlweg hinauf gestiegen ist. Ein Äpler, der zu früher Morgenstunde unterwegs war, hat ihn weitab bei einem Hag gefunden, nicht zu erkennen, so aufgeschwollen war sein Gesicht, die Augen nur noch versteckt unter Falten der zündroten Haut. Seine Leute haben von einem Wespennest gesprochen, in das er kopfvan gefallen sei. Aber im Dorf und in den Berghäusern hat niemand daran geglaubt. Der Verdacht ist wieder neu entfacht worden. Aber wer kann Klage führen, wenn keine Zeugen, keine Beweise vorhanden sind? Meine Mutter hat nie von einem Wespennest geredet, doch wohl vom kalten Wind, den sie im Hohlweg mitten im Sommer bei ruhiger Luft erlebt hat. Später hat sie sich

gewisse Tage vermerkt, an denen sie den Hohlweg gemieden hat. Wenn wir an solchen Tagen ohne Schaden von der Schule heimkamen, war sie glücklich, hat uns Kuchen und Krapfen aufgetischt, ohne zu sagen warum.»

Diese unheimliche Geschichte konnte Frau Magdalena nicht davon abhalten, die Tassen nachzufüllen und in die Gläschen vom besten Hausgebrannten einzugiessen. Sie war glücklich, den schwer durchschaubaren Herrn Roman einmal an ihrem Tisch und dazu noch so gesprächig zu sehen. Er begann auch vom Krieg zu erzählen. Nach seiner Lehre beim Goldschmied in der Stadt war er abenteuerlustig in die Fremde gegangen. Eigentlich ein seltener Beruf für einen Bauernsohn, aber seine feingliedrige Art war für harte Arbeit auf dem Land wenig geeignet. In Amsterdam hat er dann einen Meister gefunden, der ihn in die Geheimnisse der Edelsteinkunde eingeführt und der seine besondere Begabung für feinen Schliff an Edelsteinen entdeckt hat. Nach langer Ausbildungszeit konnte er sich als Diamantschleifer einen geachteten Namen verschaffen, wurde von Sammlern als Experte berufen und fand Gelegenheit, auch in Vermittlung von seltenen Stücken mitzuwirken. Mit seinem Ansehen gedieh auch sein Vermögen. Er konnte mit seiner jungen Frau aus der winkligen Gasse in ein Haus an der Gracht ziehen. Dann brach der Krieg über Europa und die Welt herein. Holland wurde besetzt. Zeiten bitterer Not und Verwirrung, schrecklicher Gefahr und teuflischer Grausamkeit marterten das friedliche Volk. Was halfen wohlversorgte Werte, wenn alle Lebensmittel fehlten, der Ofen kalt blieb bei eisigem Wind, der vom Meer her über die Stadt trieb. In dieser Hungerzeit und Kälte wurde seine Tochter geboren, die, kaum der Wiege entwachsen, ihre Mutter verlor, weil die Verfolgung verdächtiger Menschen vor keiner Türe Halt machte, die grausamen Verschleppungen tagtäglich neue Opfer aufspürten. Von diesen Jahren erzählte Herr Roman am Tisch in der Kupferschmiede.

«Meine Frau stammte aus Polen, Liebenswürdigkeit und Grazie verband sich in ihr, tüchtig im Haushalt, gut zu den Armen, jeden Gast empfing sie mit einem bezau-

bernden Lächeln. Wie wurde ich beneidet um diese Schönheit. Wie erfreute mich ihr edles Herz und wie gross war unser Glück, da wir uns über das kleine Wesen beugten, das uns Gott, der Herr, geschenkt hatte. Meine Frau, mein Haus, mein Leben war wie verzaubert, wir froren und hungerten, um dieses Kind am Leben zu erhalten und waren glücklich dabei, bis die Soldaten mitten in der Nacht an unsere Türe klopfen, Einlass begehrten und meine Frau wegen unverständlichen Verdächtigungen wegführten. Wochenlang versuchte ich bei Kommandostellen, bei Ämtern, bei militärischen und staatlichen Machthabern Auskunft zu erhalten über ihren Aufenthalt, über die rechtliche Zulässigkeit einer solchen Verhaftung. Ich wurde kaltschnauzig aus den Büros vertrieben, an andere Dienststellen verwiesen, mit Drohungen abgefertigt. Nie mehr habe ich ein Wort von ihrer Hand geschrieben, nie auch eine Nachricht von ihr erhalten. Ich konnte meinen Schweizerpass, ihr Schweizer Bürgerrecht vorlegen. Die Bemühungen unserer Gesandtschaft zerschellten an der grausamen Diktatur der Besatzungsmacht.

Eine Nachbarsfrau nahm sich des Kindes an, bis auch ihre Kräfte versagten. Dann trug ich das wimmernde Wesen nachts in Decken gehüllt unter dem Mantel verborgen zur Pforte eines Frauenklosters. Die ängstlichen Nonnen wagten nicht, die Türe zu öffnen, durch eine kleine, vergitterte Luke gab man mir Bescheid, ich solle das Kind zum Stall hinübertragen, dort werde sich eine Frau einfinden, die vertrauenswürdig sei. Eine Kuhmagd öffnete dort nach geraumer Zeit den oberen Teil der Stalltüre, griff hastig nach dem kleinen Mädchen und verschwand im Dunkel des Gadens. Erst anderntags konnte ich mich vergewissern, meine Tochter sei unseren Abmachungen gemäss in guter Obsorge. Untergebracht in verschwiegenen Gemächern innerhalb der Klausur, für mich unerreichbar, wurde sie von den Schwestern gehütet und gepflegt. Um meine Ängste zu beschwichtigen, wurde sie mir für einige Augenblicke gebracht. Dann konnte ich heimgehen durch die dunklen Gassen, die von den Stiefeln fremder Soldaten wiederhallten, heim in ein Haus, das entsetzlich leer war und kalt.

Kein lebendes Wesen, kein zartes Atmen, nur der Grimm und Zorn, der in meinen Ohren sauste und mein Herz krampfte.

Und dann, da ich Jahre später wieder einmal meine einsame Mutter hier im Vorspann besuchte, sie gebrechlich und gebeugt wiedersah, dann blieb ich die Wochen, die ihr noch beschieden waren, um ihr Leben bis zum letzten Atemzug zu hüten. In diesen Tagen und Nächten, neben dem Lehnstuhl oder dem Bett meiner Mutter habe ich den Frieden wieder gefunden, die Versöhnung und die Übereinstimmung mit meinem Schicksal. Warum ich Euch beiden das erzähle, ich weiss es nicht. Es ist eine Stunde unverstandenen Vertrauens.»

Zaghafte begann Mutter Magdalena zu reden: «Sie sind doch nach dem Tod Ihrer Mutter wieder für lange Zeit fortgezogen.» «Nur solange, um meine Geschäfte zu ordnen und aufzulösen», sprach Roman, «meine Mutter hat mir das Heimetli übermacht mit der Bitte, hier zu wohnen und ihr Grab zu pflegen, damit ich im Frieden der Heimat vor ähnlichen schweren Schicksalsschlägen verschont bleibe. Es hätte ihrer Bitte nicht bedurft. Ich war schon vorher entschlossen, im Vorspann zu bleiben. Als junger Mann erhoffte ich von fremden Ländern Glück und Wohlstand. Ich habe meinen Teil abbekommen, ich kehrte mit verwundetem Herzen heim und brauche noch lange Zeit, bis alle Wunden vernarbt sind, wenn sie überhaupt je einmal heilen.»

Wenn harte Köpfe streiten

Wenn schon früh im Jahr die Hitze hereinbricht, kurz vorher noch die Ofenbank der begehrteste Platz in der Stube war, können diese heissen Tage für die Kranken zur Plage werden. Auch den Gesunden kann ein solcher Wetterumschlag den Atem beengen und noch viel mehr jenen, die besonders empfindliche Nervenspitzen zu behüten haben. Frau Dominika, die Gattin des Rechtsanwalts Dr. Friedrich, dessen Haus etwas abseits von der Dorfstrasse in einem gepflegten Garten lag, liess sich schon am Vormittag kalte Kompressen auf die Stirne legen und wanderte nur stöhnend durch die Räume. Auch am Mittagstisch erschien sie nicht, liess sich wegen starker Migräne ent-

schuldigen, was der Sohn mit einem zufriedenen Lächeln zur Kenntnis nahm.

Wenn die Familie vollzählig zum Essen kam, wurde dieses nach strengem Zeremoniell eingenommen. Der Rechtsanwalt und Präsident verschiedener Verwaltungsräte sass würdevoll oben am Tisch im Stuhl mit hoher Lehne. Rechts neben ihm seine Frau, auch werktags mit etlichem Schmuck verziert. Ihr gegenüber die älteste Tochter, Alberta, seit einigen Monaten in München als Bibliothekarin tätig. Neben ihr Silvia, an diesem Tag ebenfalls abwesend, da sie in der Stadt das Gymnasium besuchte. Neben

den des Sohnes, die mit den abgestreiften Sandalen spielten.

Kaum hatte die Köchin das Hauptgericht aufgestellt und die Türe leise hinter sich geschlossen, brach der Sohn das feierliche Schweigen: «Das hat doch keinen Sinn! Du verlangst von mir, dass ich die Rechtswissenschaft studiere und stellst mir dafür eine lächerliche Summe zur Verfügung. Ich brauche Geld. Ich habe meine Verpflichtungen. Ich soll mich nach deinem Willen standesgemäss benehmen. Wenn ich dem Fechtclub beitreten will, verweigerst du mir das Eintrittsgeld und die Ausrüstung.»



«Gut, ich gehe! Ich werde meine Wohnung in Zürich kündigen!»

der Mutter sass Knut, der Sohn, meist wenig sorgfältig bekleidet und ohne Interesse an der Kochkunst, die Frau Dominika stets persönlich überwachte.

Nun also fanden sich nur die beiden männlichen Vertreter der Familie zum Mittagmahl ein, der Vater mit seinem graumelierten Vollbart, der zum Teil die diskret geprenkelte Seidenkrawatte verdeckte und der Sohn in offenem buntscheckigem Hemd, das den Blick auf eine behaarte Brust und etliche Anhänger freiliess. Der Tisch verbarg die eleganten, auf Glanz polierten Schuhe des Vaters, wie auch die schon länger nicht mehr gewaschenen Ze-

«Auch ich habe an der Universität studiert», entgegnete der Vater, «ich weiss, was für Kosten damit verbunden sind. Für Extravaganzen bin ich nicht zu begeistern.» Knut liess sich von der gelassenen Würde nicht beeindrucken und fuhr fort. «Die Rechtsanwälte brüsten sich stets mit ihrem logischen Denken. Was bezeichnest du denn als standesgemäss?» Mit einem scharfen Blick, jedoch in kühler Sprache erklärte der Vater: «Du hast mir diese Frage nicht zum ersten Mal gestellt, ich brauche sie nicht nochmals zu beantworten. Vor allem aber möchte ich beifügen, dass ich nicht einverstanden bin, wenn mein Sohn an Protestkundgebungen gegen Kernkraftwerke

teilnimmt, randaliert und mit den Organen der öffentlichen Ordnung in Handgemenge gerät, solange ich in der Elektrizitätswirtschaft ein wichtiges Amt inne habe. Wenn du in deinen bisherigen Semestern noch nicht so viel logisches Denken gelernt hast, dann muss ich vermuten, dass du an der Uni wenig und auf den Rummelplätzen irregeleiteter Jugend öfters zu sehen bist. Und dies zu finanzieren weigere ich mich.» Dieses Gespräch verminderte keineswegs den guten Appetit des Sohnes. Er bediente sich kräftig mit Braten und Gemüse und begann kauend zu sprechen: «Ich soll also sparen. Dein Ideal ist ein Hungerstudent in einem Zimmer mit Dachluke. Wenn ich aber meine feine Kluft schone und in Blue Jeans hier bei Tisch erscheine, dann rümpfst du die Nase, bist offensichtlich beleidigt und die Mutter schreit! Papa, du lebst in einer Welt, die längst vergangen ist und keine Zukunft hat. Wir Jungen werden euch die Kernkraftwerke stilllegen, die verdammte Verpestung der Luft und der Gewässer verbieten, weil wir leben wollen, nicht in steife Kragen gezwängt, nicht mit einer Moral, die jede Lebensfreude erstickt, nicht unter der Knute der Polizei!»

Der Rechtsanwalt liess sich nicht aus der Ruhe bringen. Er war gewohnt, mit scharfen Klingen zu fechten. «Knut, in wenigen Jahren wirst du deine Worte, die du eben so weltwichtig ausgespuckt hast, belächeln oder verleugnen. Dann bin ich auch wieder bereit, deine Entwicklung und ein ernstes Studium zu unterstützen und zu fördern» «Und in der Zwischenzeit», unterbrach ihn der Sohn, «soll ich sparen. Gut, ich werde meine Wohnung in Zürich aufgeben. Du wirst dann vielleicht erfahren, wo ich untergekommen bin, gewiss nicht mehr mit Telefonanschluss.»

Auf silbernem Tablett hatte die Köchin das Dessert aufgetischt und hinter ihr erschien Frau Dominika, die Hand an die Stirne gelegt mit qualvoller Miene. Seufzend liess sie sich auf einen Stuhl fallen und jammerte: «Ich sehe, ihr seid wieder in Streit geraten, während ich meine Schmerzen kaum aushalten kann.» Und zu ihrem Gatten gewandt: «Auf mich wird nie Rücksicht genommen. Das ist mein Leben in diesem Haus! Und für ihn, meinen einzigen

Sohn, hast du auch kein Verständnis. Wegen jedem winzigen Wörtchen reitest du auf ihm herum. Wann ist endlich ein Ende abzusehen?» Knut erhob sich von der Tafel und schlich hinaus, vergass aber nicht, die Schale mit Fruchteis mitzunehmen.

«Siehst du», seufzte die Mutter mit einem leidvollen Blick, «nur selten ist er bei uns. Und wenn er endlich einmal daheim ist, dann treibst du ihn wieder fort.»

Von heikler Arbeit und einem bildhübschen Mädchen

Noch am gleichen Abend fuhr Stefan die Bergstrasse hinauf. Er wollte Romans Wunsch nachkommen und sogleich an Ort und Stelle die verlangte Reparatur vornehmen. Mit dem nötigen Handwerkzeug im Rucksack und in gemächlichem Tempo überwand er die Kurven und Steigungen, konnte dabei Ausschau halten über die Heimwesen und wie sich unweit des Hohlweges die Strasse verzweigt. Rechts führte sie zum Bühl hinauf, links zum Breitgaden. Steinig und stotzig lag gradaus der Weg vorerst noch zwischen saftigen Matten, bis er in die Felsluken einmündete, die von alten Bäumen und wildem Buschwerk überwuchert waren. Da Stefan mit Geratter aus dem Dunkel des Laubdaches herauskam, sah er die Lichter aus den Fenstern des Vorspanns blinken, ein hoher Giebel über zwei Fensterreihen, Klebdächli, darüber dunkelgebräuntes Balkenwerk und eine Stiege, die zur Laube und zum Hauseingang führte.

Noch hatte der Abend wenig Kühlung gebracht. Eine weite Sicht über das Tal und ein bezaubernder Blick in die erglühenden Schneeberge tat sich vor ihm auf, da er seinen Töff an die Gadenwand lehnte. Barfuss, die Ärmel des bunten Hemdes geschürzt, kam ihm Herr Roman entgegen und geleitete ihn zuerst in die Stube. «Ich habe alles so belassen, wie es meine Mutter gern hatte, kein Bild habe ich verrückt, auch den Schutzengel nicht, der ihre Einsamkeit behüten musste», sagte Roman, «hier fühle ich mich am meisten mit ihr verbunden. Abends in der Stille ist mir oft, als ob sie, wie es ihre Art war, leise die Türe öffne und an das Büffet trete, um nach dem Lichtlein

zu schauen, das immer dort auf dem Öl schwamm. Auch heute, wenn es draussen dunkel wird, werde ich es anzünden, ihm zum Andenken und zum Trost der armen Seelen. Aber jetzt wollen wir zuerst einen Schnaps trinken, den ich noch von Holland mitgebracht habe, einen Genever.»

Die Flasche und die zwei Gläser standen schon auf dem Tisch. Ohne zu zittern schenkte er ein, hielt das Gläschen gegen das Licht und sagte: «Da ist Kraft drin und Geist, hat die Reise gut überstanden und reift ja schon bald ein Jahr hier in diesem guten Keller.» Nach dem ersten Schluck, den Stefan mit einem heftigen Husten quittierte, kamen sie ins Plaudern. Sprachen davon, dass Stefans Vater und Romans Mutter auf dem Friedhof Grab an Grab ihre letzte Ruhe gefunden haben. «Auch ich bin wegen Vaters jähem Tod aus dem Ausland heimgekehrt, war dort wohl und zuhause im Lothringischen bei einem guten Meister», begann Stefan zu berichten, «dort gehören Zierstücke aus Kupfer in jede gute Stube und Küche nach altem Brauch. Auch für die Industrie haben wir viele und grosse Aufträge ausgeführt. Ich weiss nicht, ob ich nicht dort für immer heimisch geworden wäre, wenn nicht die Mutter so eindringlich gebeten hätte, ich solle Vaters Werkstatt weiterführen. Sie könne nicht leben, ohne tagsüber die Hammerschläge zu hören. Wenn schon mein Beruf durch die Kunststoffe und die Fertigfabrikate verdrängt wird, ich habe ihr den Willen erfüllt. Was ich in Lothringen gelernt habe, das kommt mir nun gut zustatten.»

Ein zweites und drittes Gläschen wurde gefüllt und geschlurft. Roman begann wieder zu berichten: «Die Leute im Dorf und hier in der Gegend wissen nicht recht, was ich hier oben treibe und das ist mir recht, aber zu dir gesagt, Stefan, ich kann mein altes Handwerk nicht lassen. Ich habe mir eine kleine Bude eingerichtet und schleife Diamanten, nicht für den Handel. Juweliere, mit denen ich seit Jahren in Verbindung stehe, bringen mir seltenen Schmuck, dem ein Stein fehlt, oder Kolliers, die besonderen Schliff verlangen. Ich lasse mir Zeit, brüte oft eine Woche lang, wie ich dem Stein das Feuer am besten entlocken kann, das ist ein Geheimnis, ein Wunder, ist wie

ein Lied. Ich will dir dann nachher im hellen Licht meiner Lampe zeigen, wie das sprüht und glüht in den Diamanten. Aber davon sollst du mir nichts weitererzählen. Überhaupt auch von dem Gespräch heute mittag. Du und deine Mutter haben mir ohne zu wissen Dinge entlockt, die ich bisher immer geheim gehalten habe. Ich wusste, ich kann euch vertrauen. Aber jetzt komm und zeig, was du kannst.» Damit rückte er den Stuhl zurück, stand auf und ging voran die Treppe hinauf, machte Licht und trat in eine Werkstatt hinein.

Das Tischblatt war in der Mitte der Längsseite eingehöhlt, dort stand ein Apparat etwas erhöht, wie ihn Stefan noch nie gesehen hatte und ringsum standen komplizierte Instrumente und Mikroskope, winzige Scheinwerfer und scharfe Ziellichter waren installiert. «Staune nicht», sagte Roman, «ist alles nicht so verzwickelt, wie es aussieht. Aber hier ist mir eine Zuleitung für die Kühlung kaputt gegangen, wenn du das verlöten kannst, ohne dass ich das ganze Brimborium auseinandernehmen muss, dann bin ich mit dir zufrieden.»

Interessiert und sorgsam abwägend betrachtete Stefan den Verlauf der dünnen Leitung, hätte gerne dem Wunsch entsprochen, wagte aber nicht, mit der Flamme den andern Teilen zu nahe zu kommen. Ganz ohne Demontage konnte er die Arbeit nicht ausführen. Nach einer Stunde standen beide eifrig über diese heikle Arbeit gebeugt.

Ein leises Geräusch muss ihn aufmerksam gemacht haben. Stefan sah, wie sich die Türe langsam öffnete, zögernd Zoll um Zoll, ohne Laut. Das Licht fiel auf einen hellen Stoff. Ein Kopf schob sich an den Türspalt und dann plötzlich wurde die Türe rasch aufgeschwungen und eine Frauengestalt trat ins helle Licht und sprach: «Habe ich doch schon von weit unten gesehen, dass ein zweiter Kopf hier um das Licht tanzt. Konnte keine Erklärung finden, wer so spät in der Nacht dich bei der Arbeit stört. Wusste nicht, ob du es bist, Vater. Ihr habt mir einen schönen Schrecken eingejagt.»

«Gertrud, mein liebes Kind, bist du schon zurück?» tat Roman erstaunt, «das ist Stefan, mein Freund, hat mir wunderbar geholfen. Hast du schon gegessen?»

«Aber bitte, es ist elf Uhr vorbei», sprach die Tochter, «aus der Stube quillt der Duft von Genever. Du wirst nicht behaupten wollen, die ganze Zeit hier an der Arbeit gewesen zu sein. Und wenn ich nicht gegessen hätte, was kannst du mir anbieten, Vater?» Prompt gab Roman Bescheid: «Wie immer, Brot und Wein. Der Kühlschrank ist leer, aber irgendwo muss noch eine Rauchwurst hängen.» Gertrud wendete sich der Türe zu und versprach: «Ich werde etwas aufsuchen, bis ihr kommt.»

Wie ein Ölgötz stand Stefan hinter dem Tisch, zupfte an seinem Schnauzende und starrte mit Kugelaugen auf das Mädchen, das hochgewachsen, den Kopf mit den schwarzen, enganliegenden Haaren kühn aufgereckt in Ruhe und Selbstsicherheit dastand. Er hätte gerne die Edelsteine gesehen, wie es Roman versprochen hatte, nun glaubte er fast gar noch Schöneres zu sehen.

Da nun endlich wieder alles an seinem Platz und das Werkzeug in den Rucksack versorgt war, stiegen die beiden Männer die Treppe hinunter und fanden in der Stube Rauchwurstscheiben mit Gurken und Tomaten verziert auf einer Keramikplatte, Teller, Gläser und Wein einladend aufgetischt. Auch Gertrud setzte sich zu ihnen, erzählte von ihrer Reise mit wohlhafter Stimme, die mit ihrem holländischen Anklang sonderbar angenehm wirkte. Was Stefan aber befangen machte, war die Würde und Grazie, die von diesem Mädchen ausstrahlte, die überlegene Ruhe, die aus jedem Wort, in jeder Bewegung zu erkennen war.

Spät erst rüstete er sich zum Heimweg, von einer Begeisterung durchglüht, die ihm auch die kälteste Zugluft im Hohlweg nicht hätte abkühlen können.

Wie das Wasserrad zum Stillstand kam

In der Kupferschmiede war nach einer turbulenten Woche wieder Ruhe eingekehrt. Zum Gedächtnis der ersten Jahrzeit des Vaters waren alle Kinder heimgekommen, sogar die älteste Tochter aus Frankreich mit dem Bub, der noch nicht schulpflichtig war. Während einer Nacht blieb das Haus bis ins Giebelzimmer hinauf besetzt. Emil hatte seine Braut mitgebracht, eine Zürcherin, ein lieber, lebenslustiger

Mensch, allerdings nicht dunkel gekleidet, wie es für den Kirchgang angängig gewesen wäre. Agatha, die Frau des Bauführers, im Solothurnischen verheiratet, mit ihrem Mann, für den das Bett zu kurz war, ein Riese mit Armen wie ein Senn.

Die Vorbereitungen auf diesen Tag, das Herrichten der Zimmer, die Arbeiten in der Küche hatten die Kräfte der Mutter fast erschöpft, ihr aber auch das Leid und die Trauer um ihren lieben Mann etwas erleichtert. Wieder einmal war der grosse Tisch in der Stube von lieben Menschen umringt gewesen, hatte sie wieder erlebt, wie es früher war, da ihre Kinder herangewachsen und Jahr um Jahr grösser geworden sind. Sie konnte auch wieder viel Liebe und Treue erfahren, Hilfe, wie sie nur gute Herzen spenden können.

Und nun sass sie wieder allein mit Stefan in der Stube, noch ermüdet von der Überanstrengung und ihrem Leid preisgegeben. Wieder stiegen Bilder in ihrer Erinnerung auf aus den Tagen des Schreckens und der Angst, das heftige Fieber in der Nacht, das qualvolle Warten auf den Arzt, der dann von einer Vergiftung sprach und doch keine sichere Diagnose stellen wollte, dreimal am Tag wiederkam. Und dann die Stunden scheinbarer Besserung. Der Mann, ohne zu sprechen, bewegungslos daliegend, als ob er die letzten Kräfte sammeln wollte, bis dann das Herz plötzlich nicht mehr schlug.

In diese Gedanken hinein fragte Stefan: «Mutter, wie alt ist eigentlich Romans Gertrud?» Frau Magdalena musste sich zuerst von ihren betrüblichen Erinnerungen lösen und in die Gegenwart zurückkehren. «Ich weiss es nicht», gab sie Bescheid, «sie sieht jünger aus. Sie pflegt sich gut, kann vielleicht zwei, drei Jahre älter sein als unsere Veronika, dreiunddreissig oder gar noch etwas darüber, warum?» Stefan zuckte mit den Schultern. «Nur so! Sie sitzt da wie ein Gemälde. Man kann nicht genug hinschauen. Und in all dieser Ruhe geistert ein Feuer in ihren Augen und dringt bis in die hintersten Winkel.»

«Hat sie dir den Herzwinkel ausgeleuchtet, Stefan? Bist etwas angeschlagen vom Vorspann heruntergekommen, das habe ich gleich bemerkt. Ich sehe sie selten, dann und wann beim Einkaufen. Sie ist immer

nett und freundlich, aber unnahbar. Wie kann nur ein Mädchen mit diesen Chancen so zurückgezogen leben. Dient ihrem Vater wie eine Magd, scheint zufrieden zu sein, aber was macht sie später, ohne Beruf, ohne Verwandte? Allein kann sie nicht gut im Vorspann hausen. Roman ist ja noch kaum über die sechzig und voll Leben.» Stefan gab sich mit dieser Auskunft zufrieden und las weiter in seinem Buch. Auch die Mutter nahm ihr Strickzeug wieder zur Hand und begann nach langem Schweigen wieder: «Wenn du schon nach einem kurzen Abend so sehr entflammt bist. Ich denke eben daran, meine Grosskinder sind alle weit fort, die grössten in Frankreich, die zwei Buben und das kleine Mädchen in Selzach. Emils Braut wird auch nicht jeden Samstag von Zürich hierherkommen wollen. Schön wär's, wenn wieder Kinderfüsse über den Stubenboden trippeln würden, ein Kleines im Stubenwagen läge, junges Leben in den Kochtopf guckt und die Krapfen aus dem Küchengängerli stibitzt.»

Mutters Gedanken schweiften weiter durch das Schweigen ihres Sohnes und in die Zukunft hinein, fanden den Weg wieder zurück zu einem Anliegen, das ihr schon lange auf dem Herzen lag. Unvermittelt stellte sie die Frage: «Hast du jetzt endlich etwas unternommen wegen unserem Mühlbach. Die Gemeinde kann uns dieses Wasserrecht doch nicht enteignen. Seit urdenklichen Zeiten steht unsere Schmiede am Bach, hat das verbrieftete Recht, das Wasser zu nutzen. Mehr als ein Jahrhundert hat der Bach unser Mühlrad getrieben, wenn es auch jetzt verfault und verfallen ist, das Recht kann uns nicht genommen werden. Beschluss des Gemeinderates, diese Herren können sich nicht über altverbrieftete Rechte hinwegsetzen. Du musst dich zur Wehr setzen, du bist jetzt der Schmied!»

Unwillig legte Stefan das Buch auf den Tisch und wollte aufstehen. Zu oft schon hatte die Mutter davon gesprochen. Er frug aber doch: «Seit wann steht eigentlich das Rad still?» und brachte damit die Mutter zum Erzählen: «Genau auf den Tag kann ich dir das nicht bestimmt sagen. Dein Grossvater hat damit viel Kummer erlebt und die Familie im Langacher auch. Es war

zur Zeit, da hier im Land die ersten elektrischen Motoren montiert wurden, da und dort in einem Betrieb. Im Langenacher war eine Familie eingemietet, sie hatten acht oder neun Kinder, lebhaftige Kinder, die nicht gerne im Haus eingeschlossen blieben, über die Matten sprangen, über jeden Hag turnten. Und wie es so ist, das Wasser stürzt auf das Rad, schäumt und spritzt weitem. So war der Hag neben dem Bach und um den Weiher wohl nicht mehr im bestem Zustand. Das Mariannli, es muss ein bildhübsches Kind gewesen sein, lustig und witzig, vielleicht gut vier Jahre alt, fiel vom Hag in den Bach just, da er mit viel Wasser daherkam. Muss gleich beim Hineinfallen den Kopf unglücklich angeschlagen haben, sonst hätte es sich gewehrt und gewiss noch einen Ast oder Stud fassen können. Das Unglück hat es gewollt, das Kind wurde mitgerissen und über das Rad gespült. Die beiden Buben, die in der Nähe standen, haben das Kleid noch gesehen, den Blondschoopf auf dem Rad, aber im Teich ist es nicht mehr aufgetaucht. Statt den Grossvater zu rufen, sind sie heim ins Langacherhaus gerannt. So verging die Zeit, da man noch hätte retten können. Die Nachbarn kamen über die Matte, dann erst konnte der Grossvater das Rad stilllegen, zu spät. Das Kleidchen muss sich im Rad verfangen haben. Erst in der Nacht konnten sie das Mädchen, übel zugerichtet, aus dem Wasser ziehen. Ein fürchterliches Leid, an dem sich alle Leute im Dorf beteiligt haben. Der Vater des Kindes hat Klage eingereicht, der Zugang sei nicht genügend abgeschirmt gewesen. Der Prozess wurde über Monate verschleppt. Die Gerichtsherren mit ihrem Augenschein und mit den Gutachten haben dem Grossvater viel Leid gebracht, mehr noch aber der schreckliche Tod Mariannlis. Wie oft war das muntere Kind beim Grossvater in der Schmiede, hat ins Feuer gestaunt, ist dabei gestanden, wenn Pferde beschlagen wurden und hat in die Hände geklascht, wenn die Funken vom Amboss in die Luft sprangen. Von dieser Stunde ab hat sich das Rad nicht mehr gedreht und steht heute noch still.»

Ein Wiedersehen nach langen Jahren

Mutters Drängen brachte Stefan nicht in Bewegung, erst ein offizielles Schreiben vom Gemeinderat scheuchte ihn auf. Er war aber nicht bereit, den Entscheid ohne Widerspruch hinzunehmen. Er ersuchte den Rechtsanwalt Dr. Friedrich um eine Besprechung und war am Morgen des anberaumten Tages ungeschlüssig, ob er mit offenem Kragen oder mit Krawatte in das Büro dieses noblen Herrn gehen wolle. Als einfacher Bürger, dem ein Unrecht zugefügt werden soll und nicht als geschwiegelter Herr, wollte er vorsprechen. Immerhin suchte er lange nach seinem besten Hemd, schlüpfte zuerst in diese, dann in jene Hosen, bis er mit seinem Äusseren zufrieden war.

Bei seinem Gang durch den schönen Garten auf das herrschaftliche Haus zu griff er mehrmals an den Hals und kraulte seinen Strubbelbart.

Im ersten Stock fand er eine Türe mit der Aufschrift: «Kein Eintritt». Die dritte Türe war mit «Anmeldung» beschriftet. An diese klopfte er und trat ein. Dem Fräulein, das hinter einer Schreibmaschine sass und mit flinken Fingern auf die Tasten hieb, sagte er: «Ich habe eine Verabredung auf zehn Uhr.» Das Fräulein frug nach seinem Namen, warf einen Blick in eine Agenda, griff nach dem Telefonhörer und gab nach kurzem Gespräch Bescheid, der Herr Doktor sei noch besetzt. Es werde ungefähr eine Viertelstunde dauern, wenn er bitte Platz nehmen wolle.

Stefan fand nun Zeit, die Bilder an den Wänden zu betrachten, Berglandschaften in Öl gemalt, ein Diplom mit Siegel und Unterschriften, den Blick auch über die vielen Bücher und den grossen Aktenschrank schweifen zu lassen und dem Fräulein zuzuschauen, das sich sogleich wieder der Arbeit zugewandt hatte. Nicht übel, diese Frisur, dachte er, vielleicht sogar Naturlocken hübsch aufgesteckt, gemässigter, aber verlockender Ausschnitt, der den Anhänger gut zur Geltung kommen lässt, bescheiden, aber mit Geschmack gekleidet. Da er nun seinen Blick auf die kecke Nase und die feingeschwungenen Lippen richtete, die

gutgepolsterten Augendeckel betrachtete, stieg in seiner Erinnerung ein Bild aus der Schulzeit auf und er fragte: «Fräulein, Sie sind das Käthi vom Bühl, hab ich recht?» Und da sie nickte: «Du warst in der zweiten und ich in der sechsten Klasse, dich habe ich aus dem Mühlbach gezogen, stimmts?»

Das Fräulein lachte, erhob sich, kam hinter ihrem Pult hervor, bot ihm die Hand und sagte: «Sehe ich nach vielen Jahren meinen Lebensretter wieder. Ich habe dich sofort erkannt. Das freut mich, dich zu sehen. Wie geht's der Mutter?» «Danke, gut. Und wie gefällt es dir bei diesen Rechtsgelehrten?» Käthi rümpfte sein Näschen, wiegte den Kopf hin- und her und meinte: «Manchmal zum Verzweifeln und dazwischen wieder besser. Du warst im Ausland? Davon träume ich seit Jahren!» «Das ist doch einfach», lachte er, «du gehst zur Bahn, kaufst dir ein Billet oder fährst nach Kloten und fliegst.»

Über Käthis Miene huschte ein Schatten, da sie sagte: «Du kennst meinen Vater nicht. Wenn ich davon nur ein leises Tönelein sprechen würde, eher würde er mich mit einer Kuhkette ans Ofenbein fesseln.» «Doch, ich kenne ihn», unterbrach er das Mädchen, «ich kenne ihn vom Schützenstand. Ist er immer noch ein Meisterschütz? Wie eh und je.» «Ja», bestätigte Käthi, «unter seinen Schützenkameraden ist er immer guter Stimmung, aber wenn er nicht alle seine Kücken unter Dach hat, dann wird er griesgrämig. Ich bin im Trachtenhörli. Nach zehn Uhr hängt er sich ans Telefon und frägt, ob wir noch singen.» «Nein, das ist doch nicht zu glauben», entrüstete sich Stefan, «heutigentags, zur Zeit der Emanzipation der Frau, zur Zeit der Menschenrechte, dein Vater lebt ja im schwarzen Kontinent.» «Für mich bleibt das leider vorläufig noch Theorie», seufzte Käthi, «interessant davon zu lesen in der Zeitung und in Zeitschriften. Diese schreibenden Damen sind für ihn ein Horror, diese wünscht er alle ins Pfefferland. Wehe, wenn ich einen Artikel anstreiche und für ihn liegen lasse, dann gibt's Feuerwerk im Bühl.»

Dieses vertraute Gespräch wurde durch ein Summen am Telefon unterbrochen. Stefan wurde durch ein Büro in ein zweites geleitet und sah sich bald vor einem mächtigen

gen Pult, hinter dem der bärtige Gelehrtenkopf Dr. Friedrichs emporragte und ihn mit strengem Blick über den Rand der Brille hinweg anstarrte. Nun musste der junge Mann die Tonart und das Thema wechseln und in kurzen Zügen sein Anliegen vortragen. Nach einigen Unterbrechungen, während denen sich die hohe Stirne des Rechtsanwalts in Falten legte, wurde ihm die Frage gestellt: «Wie weit wollen Sie gehen? Haben Sie genügend Beweise, um einen Prozess durchzustehen? Dann müssen Sie mir einen Vorschuss von 300 Franken hinterlegen. Soll ich Ihnen gleich eine Quittung ausstellen?»

Stefan war nicht darauf gefasst, dass die Verhandlung so rasch zu einer Entscheidung führen sollte. Er wollte sich vorerst nur über das Vorgehen erkundigen und abwägen, ob Aussicht bestehe, dem alten verbrieften Wasserrecht Achtung zu verschaffen. Er gewann den Eindruck, der gewichtige Herr zeige wenig Interesse. Er gab auch unverhohlen zu, er führe nicht gerne Rechtshändel gegen die Gemeinde, sei man doch immer wieder aufeinander angewiesen. Die Enteignung sei wohl in der Bundesverfassung nicht verankert, jedoch in vielen Fällen von obersten Gerichtsstellen sanktioniert und oft das einzige Mittel, um dem Gemeinwohl zu dienen. Stefan beschlich das Gefühl, mit diesem Rechtsbeistand würde er sein Recht kaum unbeschadet erkämpfen können. Und bevor er gutes Geld hineinstecken müsse, um es zu verlieren, wolle er es lieber verschenken. Er bezahlte ohne Seufzen das Honorar für diese Konsultation, steckte den erleichterten Geldbeutel gelassen in die Hosentasche und verabschiedete sich höflich. Bevor er aber nach dem Stiegengeländer griff, kehrte er nochmals um, schritt an den zwei Türen vorbei, öffnete leise die dritte, vergewisserte sich mit einem Blick, ob das Fräulein allein sei und rief ihm durch den Türspalt zu: «Du, Käthi, den da drüben, deinen übellau-nigen Chef und bärbeissigen Meister, den möchte ich nicht als Vater, nicht einmal als reichen Onkel haben! Tschau!»

Von einer kurzweiligen Wartezeit

Daheim fand Stefan die Haustüre verschlossen. Er stieg die Treppe hinauf, sang

ein flämisches Liedchen von Liebe und Sehnsucht, trat in seine Kammer, zog das feine Hemd über den Kopf und versorgte es in der Schublade der alten Kommode, schlüpfte in die Arbeitskleider, kämmte sein Haar, immer weiter singend und wollte in die Werkstatt hinuntergehen. Da sah er, wie die Mutter mit zwei Tragtaschen heraufkam. Dienstbeflissen sprang er auf sie zu, nahm ihr die Last ab und sagte: «Du, mit dem alten Fritz ist nicht zu rechnen. Ich glaube, er macht nur ganz grosse Geschäfte, bei denen er das Geld mit der Schneeschau-fel häufeln kann.»

Frau Magdalena begann in der Küche auszupacken und fragte: «Du scheinst deswegen nicht unglücklich zu sein. Schon lange habe ich dich nicht mehr singen gehört.» «Ich muss», lachte der Sohn, «muss meine Stimme entwickeln, wieder zu vollem Klang bringen, denn wahrscheinlich werde ich bald dem Trachtenchörli beitreten. Übrigens habe ich heute entdeckt, man ver-säumt doch allerhand, wenn man lange Zeit im Ausland lebt.» «Er hat dir also abgera-ten», frug die Mutter, «und jetzt willst du das Wasserrecht aufgeben?»

«Kommt Zeit, kommt Rat, Mutter», sprach Stefan beschwichtigend, und schritt fröhlich singend der Werkstatt zu. Bei der Arbeit, derweil die Lötlampe zischte, sann er doch wieder, wie er einen Weg finden könnte, das alte Recht zu behüten.

Nach dem Nachtessen zog er nochmals die Schublade auf, griff nach dem hübschen Hemd und schlüpfte hinein. Bald darnach bestieg er sein Motorrad und schwenkte nach einem kecken Start in die Bergstrasse ein. Auch auf der Fahrt summt er wieder das flämische Lied.

Das holperige, steile Stück durch den Hohlweg rattete er fröhlich empor, stellte den Töff neben den Gaden und meldete sich mit kräftigem Läuten. Die Türllampe strahlte auf, ein Fenster wurde geöffnet, dann hörte er einen leichten Schritt auf der Treppe. Gertrud stand unter der Türe und staunte: «Das ist aber eine Überraschung. Leider kann ich Sie nicht zu meinem Vater führen. Er ist an der Arbeit und darf nicht gestört werden. Aber kommen Sie nur herein.» Stefan entschuldigte sich höflich, redete davon, er hätte Herrn Roman nur gerne um einen

Rat gefragt, könne aber gern ein andermal kommen. Gertrud gab Bescheid, sie könne nicht wissen, wann der Vater herunterkomme, es könne eine Stunde oder länger dauern, ob er nicht warten wolle. Unterdessen hatte das Mädchen den Besucher hinauf in die Stube geleitet und ihm einen Stuhl angeboten. Sie habe eben einen Tee angegossen, ob er mithalten wolle.

Ohne auf sein Wort zu achten, brachte Gertrud Tassen und Kuchen, verschwand wieder, kam mit einem blau bemalten Teekrug und sagte: «Meines Wissens sind die Männer nicht auf Tee erpicht. Mit einem guten Schnaps kann ich ihn etwas erträglicher machen.» Also kam wieder ein kleines Stiefeli auf den Tisch. Stefan hatte unterdessen Zeit, Romans schöne Tochter und ihre anmutigen Bewegungen zu betrachten, was nicht nur sein Auge erfreute. Nun sass er also ihr gegenüber am Tisch, rührte mit dem Löffel den Zucker und wusste nicht, was er mit ihr reden soll. Er begann also vom Mühlbach zu berichten, von dem Wasserrecht, von alten Schriftstücken und von Grossvaters Zeiten.

Gertrud hörte ihm willig zu und meinte dann: «Davon verstehe ich nichts, habe mich auch nie mit solchen Dingen abgeben müssen. Ich bin bei Klosterfrauen aufgewachsen, bei ihnen in die Schule gegangen. Sie haben mir meine Ausbildung gegeben und seitdem habe ich, von wenigen Unterbrüchen abgesehen, meinem Vater die Haushaltung besorgt. Ich habe nie einen Menschen kennen gelernt, den ich wie ihn, aus ganzem Herzen gern haben konnte. Mit ihm zusammen zu sein, das ist für mich die grosse Freude.»

Nach diesem schlichten und offenen Bekenntnis war Stefan wiederum in arger Verlegenheit, was er nun sagen sollte. Er rückte auf seinem Stuhl hin und her, schlürfte Tee, der ihm nicht besonders schmeckte, lauschte, ob nicht endlich im oberen Stockwerk Schritte zu vernehmen seien und hörte das Geräusch eines Motors, das näher kam. Auch Gertrud horchte und erklärte, sobald der Motor verstummte: «Jetzt muss ich Sie einen Augenblick allein lassen. Das ist meine Freundin, sie bringt mir manchmal Brot und Milch.» Stefan sah, wie sie aus der Türe huschte, hörte ihre Schritte auf der Treppe

und ohne ein Wort zu verstehen, ein Gespräch von zwei Frauenstimmen.

Draussen war es längst dunkel geworden. Rings an den Bergen beleuchtete Fenster und unten im Tal viele hundert Lichter zusammengekuschelt, das Dorf. Über dem Tal war ein Schimmer vom Glanz der Schneeberge zu erkennen, ein Bild trauten Friedens. Stefan lauschte, konnte dem Gespräch entnehmen, dass die beiden Frauen nicht einig waren, wie sie näher kamen und wie Gertrud vor der Stubentüre sehr bestimmt äusserte: «Du gehst mir jetzt nicht hungrig heim. Komm, ich werde drüben anrufen!» Dann öffnete sich die Türe mit den Worten: «Darf ich Ihnen meine Freundin vorstellen? Nur einen Augenblick, ich komme sofort zurück und bringe dir etwas Wärschaftes.» Und wer stand da plötzlich in der Stube, wer beschaute mit einem verschmitzten Lächeln Stefans Gesicht? Fräulein Käthi vom Bühl!

Mit einem Ruck erhob sich der junge Mann, begrüsst mit kräftigem Händedruck das Mädchen und strahlte. «Jahrelang nie, und dann gleich zweimal am gleichen Tag, das nenne ich eine glückliche Fügung!» «Ich sollte doch längst daheim sein», begann Käthi zu sprechen und setzte sich an den Tisch. «Dr. Friedrich kommt nie zu Rand mit seinen Terminen. Immer erst im letzten Augenblick beginnt er zu diktieren und dann muss noch alles geschrieben werden, wegen dem Poststempel. Mir ist noch ganz trümmelig von dem Wirbel.» Und jetzt plötzlich war Stefan nicht mehr verlegen mit Worten: «Hat dich der alte Fuchs tatsächlich bis zu dieser späten Stunde festgenagelt? Ich an deiner Stelle würde ihm den Bleistift in den Krausebart stecken, soll er selber an die Maschine sitzen, wenn es pressiert.»

«Du kennst ihn nicht», seufzte Käthi, «ist eben ein Gewaltmensch. Aber am nächsten Tag kann er mir wieder ein Trinkgeld zum Trost auf den Tisch blättern und sanft säuseln.» «Wie lange bist du denn schon bei diesem Mostkopf?» fragte Stefan. «Von der Handelsschule weg hat er mich angestellt, war natürlich dem Posten bei weitem nicht gewachsen. Er hat mich geschult wie ein Zirkuspferd. Ich habe viel gelernt, dafür muss ich ihm danken.» «Und deiner Lebtag

vor ihm auf den Knien rutschen», fuhr er fort, «zeig ihm einmal deine hübschen Zähne. Er muss doch wissen, was du wert bist. Ist nur schade, dass ich kein Bürofräulein beschäftigen kann, du müsstest ihm noch heute Abend die Kündigung zustellen.»

Da Gertrud mit Platte und Teller hereinkam, war sie recht erstaunt, die beiden so gesprächig anzutreffen. Käthi fragte: «Hast du telefoniert?» Und Gertrud nickte: «Ist alles in bester Ordnung. Dein Vater ist nicht daheim.» Erleichtert aufatmend dankte Käthe und wendete sich nun seinem Teller zu, was dem gemütlichen Plaudern keineswegs hinderlich war.

Noch immer waren vom oberen Stockwerk her keine Schritte zu vernehmen. Ger-

rückhalten. Stefan anerbote sich ritterlich, das Fräulein durch die stille Nacht und den gefährlichen Hohlweg zu begleiten. Auf den groben Steinen wäre Käthi beinahe ausgeglichen, hätte den Fuss brechen können, wenn Stefan nicht zugegriffen hätte. Dass sie dann dort, wo die Strasse abzweigt, noch lange stehen blieben, davon hat kein Mensch je vernommen.

Wenn die Raketen steigen und die Gläser klingen

Am Abend des ersten August, bei der Feier auf dem Platz, stand Stefan mitten unter den Leuten und lauschte mit Wonne dem Singen des Trachtenchörlis, schaute wenig auf die bestickten Blusen, vielmehr auf eine



Mit dröhnender Stimme verschaffte sich Knut Gehör.

trud schien darob nicht verwundert und erklärte, das sei nicht aussergewöhnlich. Dafür spiele der Vater wieder einen ganzen Tag auf seiner Geige oder nehme sie auf einen Spaziergang mit. Er könne eben einen Stein nicht weglegen bis zum letzten und feinsten Schliff. Noch selten schien dem jungen Kupferschmied eine Wartezeit so kurzweilig und glimpflich zu vergehen, selten auch in seinem bisherigen Leben hatte er so viel Tee geschlürft.

Beim ersten Blick auf die Uhr erschrak Käthi. Blitzartig wollte es auf und davon, liess sich nicht mehr überreden und zu-

einzelne hübsche Tracht, auf Käthi vom Bühl, das mit seiner hellen Stimme gut zu erkennen war. Im Flaggenschmuck des Dorfes wurde der Nationalfeiertag würdig begangen. Mit ernstern Worten beschwor der Gemeindepräsident die Treue zur schweizerischen Freiheit, wies auf die Gefahren hin und forderte Bürger und Bürgerinnen auf, mutig und ehrenvoll in die Zukunft hineinzuschreiten. Die Blasmusik vermochte dieser Rede den gewichtigen Klang zu geben, liess im zweiten Stück den heiteren Ton aufklingen. In diese erhebende Stimmung hinein drängte sich ein junger

Mann vor das Mikrophon, des Rechtsanwalts Sohn Knut.

Mit dem vollen Aufwand seiner Stimme verschaffte er sich Gehör und zögerte nicht, schon in den ersten Sätzen unsere Freiheit in Frage zu stellen, die immer mehr von der Grossindustrie, vom Kapital und den Mächtigen in Anspruch genommen werde. «Die Banken fressen reihenweise die Häuser in der Stadt», rief er, «wenn aber der kleine Mann aus seinen Schulden hinaus will, schliessen sie vor ihm die Tore. Sie ersticken im Geld, während 300 Millionen in Indien hungern, Millionen von Flüchtlingen verserbeln. Wir aber feiern die dicken Bäuche.»

Schon erhob der Dirigent der Blasmusik seinen Taktstock, um mit einem wuchtigen Marsch dieses Geschimpfe zu übertönen. Der Gemeindepräsident aber hielt ihn zurück und rief über seinen Kopf hinweg: «Lasst ihn reden, damit er sieht, dass bei uns die Freiheit des Wortes geachtet wird.» Knut wurde dadurch ermutigt, sprach von der verpesteten Luft, vom Raubbau an der Natur, die von der Industrie vergewaltigt werde. «Und in Bern», seine Stimme überschlug sich, «in Bern, wie viel Blut ist geflossen, wie viele Häuser sind in Flammen aufgegangen, bis dem Jura eine erste Abstimmung gewährt wurde. Haben wir Grund von Freiheit zu sprechen?» So laut er auch schrie, seine Worte konnten nicht mehr verstanden werden. Die Festgemeinde hörte nicht mehr zu. Zwar erschollen nur wenige Zurufe, aber Mann zu Mann und Frau zu Frau begannen zu sprechen, sich zu entrüsten, wollten sich den Abend nicht von diesem Schreihals vergällen lassen. Noch lange wirbelten Knuts Hände in der Luft, gellten seine Worte über die murrende Menge hin. Ein Knall erschütterte die Luft, dann stieg die erste Rakete auf. Ängstliche Frauen vermuteten, man habe auf ihn geschossen, da er plötzlich verschwunden war. Bald aber nahm das Feuerwerk alle Augen in Bann. Garben von Licht und Farbe sprühten empor, Kaskaden von zuckenden Funken senkten sich herab und aus ihnen sprangen die zischenden Feuerpfeile in die Höhe, die mit einem Knall in hundert blaue und goldene Lichtlein zerstoben. Ein Wun-

derwerk, das immer wieder jung und alt entzückt und neue Überraschungen bringt.

In den Wirtschaften sassen die Leute gedrängt um die Tische. Nicht viel wurde über die unliebsame Störung geredet. Vom Platz her war nochmals ein Jodellied zu hören. Da und dort bemitleidete man den Vater, der mit seinem unerfreulichen Sohn wenig Staat machen könne, schnödete über die Frau, die ihn immer verwöhnt habe. Jetzt müsse sie ihre Nase nicht mehr so hoch in die Luft stecken, jetzt sei sie zünftig vor der ganzen Gemeinde blamiert. Schadenfreude geisterte durch die Reden. Man bestellte noch einen zweiten Becher, noch einen Halben und klopfte einen Jass.

An den Treffpunkt der Jungen, dort wo die Töffli und Motorräder dichtgedrängt an der Mauer standen, wurde die Meldung gebracht, Knut sitze mit seinen Freunden im Hotelpark am See, spiele den Helden und setze seine Rede fort, mitten in den Kurgästen und Ausländern.

Ein Kerl von imponierendem Ausmass, mit einem Nacken wie ein Schwingerkönig erhob sich und rief: «Wir wollen ihn etwas abkühlen. Wer kommt mit?» Seine Lederjacke glänzte trotz des dichten Rauches im Licht der Lampen. «Fräulein, zahlen!» Schon bald ratterten die Motoren, quietschten die Reifen. Talab ging die Fahrt. Beim Wäldchen vor der Brücke stoppte der Anführer die Nachkommenden, suchte sich aus dem Gewimmel vier junge Männer aus und beredete mit ihnen den Schlachtplan. Er gab zu verstehen, er wolle die Gäste des Hotels nicht vor den Kopf stossen, man müsse freundlich mit dem Söhnchen umgehen. Die Räder sollen am Dorfeingang abgestellt oder versteckt werden. Die Nummernschilder seien immer ein gefundenes Fressen für die Polizei. Von da ab fuhr die Rotte mit weniger Lärm.

Lampions pendelten im kühlen Abendwind über den Tischen der Gäste. Die Masten der Segelschiffe im Hafen wiegten hin und her. Damen in tiefausgeschnittenen Kleidern, mit funkelnem Schmuck sassen bei feinen Herren vor Kelchgläsern und eisgekühlten Flaschen. Die fünf Männer äugten über die Gartenmauer, sahen den Studenten bei drei Herren sitzen, etwas abseits

und nahe dem Ufer. Der Stiernackige befahl seinen Kollegen, sich nahe am Ausgang bereit zu halten: «Ich gehe allein, wir wollen dem Hotelier die Einnahmen gönnen. Kommt er nicht mit, dann ist immer noch Zeit für euch.»

Ohne Hast und mit gleichgültiger Miene schritt er an den Gästen vorbei und trat an den Tisch, setzte sich auf den freien Stuhl, Knut gegenüber und sagte in ruhigem Ton: «Ich habe mit dem Bürschchen ein paar Worte zu reden. Die andern können verschwinden!» Wuchtig setzte er seine Ellbogen auf den Tisch. «Was fällt Ihnen ein!»

Knut, sonst gibt es dumme Tänze.» Der eine protestierte mit erhobener Faust. Sein Arm wurde aber von einer Hand so fest umklammert, dass er stöhnend stillblieb. Nun fing er an, Knut zu duzen: «Unser Land in den Dreck ziehen, das hast du gewagt. Aber mit mir einen kleinen Spaziergang zu machen, dafür bringst du den Mut nicht auf, du Hosenscheisser!»

Der Herr, der bisher ruhig dagesessen war, sagte: «Geh doch, Knut, was kann dir schon geschehen. Die Polizei wird schon da sein.» Knut sprang auf, streckte beide Hände über den Tisch und schrie: «Da siehst du



Die fünf Männer äugten über die Mauer.

«Was erlauben Sie sich!» «Das ist ja unerhört!» erhoben sich die Stimmen. «Wenn Sie schreien, wird Kurzschluss gemacht», sagte der starke Mann, «wir können ganz ruhig miteinander reden», und zu Knut gewandt, «Sie haben heute abend über unsere Schweiz geschimpft vor dem ganzen Dorf, haben sie verlästert. Ich bin aus diesem Dorf. Ich nehme Ihnen das nicht ab. Ich habe für diese dreckige Schweiz viele Wochen Militärdienst geleistet. Ich will diese miserable Schweiz verteidigen. Sie sollen jetzt die Faust zu spüren bekommen, die unsere Schweiz verteidigt, verstanden!»

Der Herr neben ihm sprang auf: «Ich rufe die Polizei!» und ergriff die Flucht. «Und Sie kommen jetzt hübsch brav mit mir,

die Freiheit ...» Mit einer Wendigkeit, die man diesem schweren Mann nie zugetraut hätte, glitt er an Knuts Seite, ergriff seinen Oberarm und grub ihm die Finger in die Muskeln. Bleich und schwabbelig trottete dieser neben dem Riesen zum Ausgang.

Dort standen hinter dem Gebüsch die Wächter und rührten kein Glied. «So du Hitzkopf», flüsterte der Mächtige in sein Ohr. «Wir wollen jetzt deinen Schädel abkühlen, sonst soll dir nichts geschehen. Der See ist hier nicht tief.» Er führte ihn ans Ufer und schon flog die klägliche Gestalt durch die Luft und platschte ins Wasser. Die Lichter aus dem Hotelgarten schimmerten und glitzerten auf dem strudelnden See- spiegel. Von allen Seiten kamen die Töffah-

rer daher, säumten das Ufer, quietschten vor Lachen, klatschten in die Hände.

Der starke Mann stand am Port, schaute auf das dunkle Wasser, das sich glättete. Da rief einer aus der Reihe: «Er kann ja nicht schwimmen, er sackt ab.» «Ruhig jetzt!» rief der Stiernackige, «bevor er zuviel bekommt, hol ich ihn.» Und tatsächlich, da kein Kopf heraufkam, nur noch ein Schimmer von Knuts Hemd zu erspähen war, sprang der Grosse mit Stiefeln und Lederjacke in den See, tauchte unter und zog ihn aus dem Wasser. «Nehmt ihn jetzt», rief er und spie Wasser aus. Die Jungen legten sich auf den Bauch, griffen nach dem leblosen Körper und zogen ihn hinauf. Erst im Schein der Lampe sahen sie, dass ihm Blut von der Stirne rann.

«Wer denkt auch daran, dass so ein Grossmaul nicht schwimmen kann!» Schon war das TüTüTüTü des Polizeiwagens zu hören und bald darnach begann das Verhör: «Was ist hier geschehen?» Der Mann mit seiner triefenden Lederkluft gab Bescheid: «Er ist ins Wasser gefallen. Ich habe ihn herausgezogen. Wer konnte voraussehen, dass er wie ein Wettstein versinkt.»

Die Polizeimänner legten den Bewusstlosen auf eine Bahre, schoben ihn in den Wagen und fuhren mit ihm fort. Nur einer blieb zurück und notierte die Namen. Da der Nasse sein Geburtsdatum nannte, nahm ihn der Polizist verwundert in Augenschein und sagte: «An Euch ist allerhand gewachsen in so wenig Jahren.» «Ich geh jetzt und trinke einen Schnaps», sagte er, «ich komme gleich wieder.» Der Polizeimann liess ihn gehen.

Wie erboste Frauen protestieren

Rechtsanwalt Friedrich war nach der Augustfeier durch die dunkelste Gasse verschwunden und zu seinem Haus hinaufgeschlichen. Noch jedes Jahr hatte er an diesem Abend mit dem Arzt, mit dem Förster und dem Gemeindegemeindeführer einen Schoppen getrunken, weil er sonst wenig Gelegenheit fand, sich unter das Volk zu mischen und dies ihm für seine Stellung im Land angemessen schien. Heute aber wollte er niemandem vor die Augen treten, nicht einmal seiner Frau. In seinem Büro zog er alle Vorhänge zu und schritt zwischen Pult

und Verhandlungstisch, zwischen den Büchern und den Bergen von Akten in den Gestellen mit gebeugtem Kopf hin und her.

Die zehn Schritte hin und zurück, das Umwenden und wieder bis zur andern Wand laufen, ermüdeten ihn. Er setzte sich, nahm eine Zeitung zur Hand, überflog die Titel, griff nach einer Zeitschrift, las ohne zu verstehen, was er gedruckt vor sich sah. Nahm ein Buch und besah die Bilder eines fernen Landes, konnte aber seine Gedanken nicht sammeln. Immer wieder sah er, wie sein Sohn die Hände verwarf, vor dem Mikrophon auf dem Platz seine Anschuldigungen herausschrie, und wie die Leute um ihn finstere und erboste Gesichter zeigten. «So ein Esel!» rief er laut und brummte vor sich her: «Es ist aber nicht nur Dummheit. Die Bosheit und Frechheit ist es, die mich dermassen trifft.» Er warf das Buch in die Ecke und nahm seine Wanderung wieder auf, gequält und verboht, Schritt um Schritt. Und während er der Türe den Rücken kehrte, öffnete sich diese und kam seine Gattin herein, näherte sich dem Pult, sank mit Ächzen auf den Drehstuhl und sagte: «Was ist eigentlich geschehen? Die Köchin ist fürchterlich aufgeregt zurückgekommen, hat in einem wilden Geschwafel von der Feier erzählt und von Knut. Die Hälfte davon habe ich nicht verstanden. Ich weiss nur, dass er sich wieder einmal unmöglich benommen hat. Jetzt möchte ich aber doch von dir wissen, was wirklich geschehen ist.»

Also bequemte sich der Herr Doktor, seiner Frau den skandalösen Verlauf der Feier zu erklären, eher schonungsvoll, um die angespannten Nerven seiner Gattin nicht noch mehr zu strapazieren. Sein Bericht wurde durch einen Telefonanruf unterbrochen: «Ist Dr. Friedrich da? Ich möchte Ihnen nur sagen, dass wir uns unseren Nationalfeiertag nie mehr auf so schändliche Weise versauen lassen. Aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. So wie Sie vor Gericht gegen mich plädiert haben, ist ja vom Sohn nichts anderes zu erwarten!» Klick und aufgehängt.

Mit unveränderter Miene begann er wieder von Knuts Rede zu berichten und musste zusehen, wie seine Frau bleich wurde, sich an den Hals griff, die Hand aufs Herz legte und stöhnte: «Bitte, hol mir einen

Cognac, mein Herz, mein Herz!» Herr Friedrich, von dieser Veränderung der Situation überrascht, forderte sie auf, mit ihm in die Wohnung hinauf zu kommen. «Nein, ich wage nicht aufzustehen. Mir ist so übel, bitte geh!» Im glanzpolierten, schweren Schrank standen Gläser aller Formate, Schnäpse aller Farben, die dann und wann einem Geschäftsfreund angeboten wurden. Herr Friedrich aber zog es vor, in die Wohnung hinauf zu gehen, dort umständlich und ohne Eile nach dem Gewünschten zu suchen. Unterdessen summte wieder das Telefon. Kaum hatte die Dame den Hörer ans Ohr gedrückt, erscholl eine erboste Frauenstimme: «Ich rate Ihnen mit samt Ihrer Brut ins Ausland zu ziehen. Dort kann Ihr Sohn seine verrückten Ideen an den Mann bringen. Gehen Sie mit ihm nach Russland! Adieu!»

Auf einem Tablett brachte Herr Friedrich Flasche und Gläschen. Etwas zittrig schenkte er ein und bemerkte dazu: «Ich hoffe, das wird dich stärken.» Und siehe, schon bald belebten sich die erschlafften Züge, zeigt sich auf den Wangen eine gefährliche Röte. Frau Dominika richtete sich auf und begann sehr energisch zu sprechen: «Ich habe das immer gesagt, du hast deinen Sohn nie verstanden. Er war doch immer ein liebes Kind. Nur du hast ihn in die Opposition getrieben. Du, mit deiner Herrschsucht, mit deinem Starrkopf. Ich habe mit meinem Psychiater gesprochen. Knut ist zeitlebens falsch behandelt worden. Deine diktatorische Erziehung hat ihn in die Aggression getrieben. Du hast für ihn nie Verständnis gezeigt, hast ihn psychologisch grundfalsch eingeschätzt. Da bin ich mit meinem Psychiater absolut einig. Die Schuld liegt nur bei dir. Aber auf mich hörst du ja nicht.»

Mit allen Überredungskünsten, die ihm reichlich zu Gebote standen, versuchte er seine Gattin zu beschwichtigen, zu beruhigen, schenkte ihr ein drittes Gläschen ein. Nun schlug er nicht mehr vor, den Kampfplatz in die Wohnung hinauf zu verlegen. Er hoffte, mit irgendeiner Ausrede das Büro verlassen und dann heimlich davonschleichen zu können. Der Streit jedoch zog sich peinlich in die Länge. Schon wieder summte das Telefon. Sie zuckte auf und befahl: «Nimm nicht ab. Das ist gewiss wieder eine

erboste Furie.» Er war sofort damit einverstanden. Sein Bedarf an erbosten Stimmen war reichlich gedeckt. Während in exakten Abständen der Summton das Gespräch unterbrach, kaum verstummt von Neuem begann, griff sie doch nach dem Hörer und vernahm: «Ist Dr. Friedrich da?» «Ja, ich bin's, seine Frau.» «Hier ist die Polizei. Ihr Sohn hat einen kleinen Unfall erlitten. Wir haben ihn vorsorglich ins Spital eingeliefert. Nach unserer Meinung wird er bald wieder zu sich kommen. Sie erkundigen sich wohl besser beim Spitalarzt.» Frau Magdalena liess den Hörer aufs Pult fallen. Mit Augen voll Schrecken starrte sie in das Gesicht ihres Mannes und schrie: «Man hat ihn ermordet. Meinen Knut erschlagen. Jetzt hast du deinen Erfolg! Und ich, mir bleibt nur der Jammer. Er liegt im Spital!» Mit drei Schritten erreichte Herr Friedrich die Türe. Der Teppich dämpfte den Hall seiner Sprünge auf der Treppe, dann heulte schon bald der Motor seines Wagens auf, streifte das Licht der Scheinwerfer die Vorhänge und entfernten sich die Geräusche. Die Frau, die ans Fenster getreten war, hörte vom Dorf her den Klang eines frohen Jodelliedes.

Im Banne der Kommune

Der Herbst kam ins Land, brachte langersehnte sonnige Wochen, die Lust, am frühen Morgen zu wandern, den kühlen Abend friedlich zu geniessen und den Blick auf die reifenden Früchte an den Bäumen. Auch im Mattli der Kupferschmiede wurden Leitern aufgestellt. Stefan war sich gewohnt, Seigel um Seigel emporzuklettern. Eine schwankende Leiter trieb ihm keinen Angstschweiss aus. In seiner Werkstatt erklang manch frohes Lied, das flämische hatte er fast vergessen. In der wohllauten Sprache der Heimat sang er nun, um diese neuen Lieder in sein Gedächtnis aufzunehmen, auch die dritte und vierte Strophe, damit er sich am Abend der Probe im Trachtenhörli nicht blamieren musste. Immer bedeutsamer wurde für ihn der Mittwochabend. Er wäre fürs Leben gern auf die dreitägige Reise mitgegangen, aber so kurz nach seinem Eintritt durfte er die Reisekasse nicht strapazieren.

Die Post brachte ihm eine bunte Karte aus Holland, von Käthis Hand geschrieben mit netten, freundlichen Worten und dem Vermerk am Schluss: «Grüsse mir Gertrud und Angela.» Er betrachtete eingehend die Tulpenfelder auf der Karte, die Windmühlen und das Lastschiff im Kanal. Bei dem herrlichen Wetter musste die Reise in die weite Ebene und ans Meer ein grandioses Vergnügen sein. Nicht nur wegen den rauschenden Meereswogen, den wetterharten Fischern, den schmucken Dörfern und geschäftigen Städten wäre er gern mitgegangen. Aber abgesehen vom Verzicht wurmte ihn das letzte Wort. Wie kam Angela in Käthis Gesichtskreis? Hatte sie im Dorf noch andere Besuche und dabei ebenso hohe Töne angeschlagen? Noch heute wollte er ihr schreiben und energisch mahnen, sie soll endlich die Rechnung für die mitgenommenen Zierstücke bezahlen. Aber mit diesem Entschluss war der Stachel noch nicht aus dem Fleisch gezogen.

Auch in Herrn Friedrichs Gemüt bohrte ein Wurm. Nach langen Überlegungen hatte er darauf verzichtet, gegen den lederjackigen Gewaltmenschen einen Prozess zu führen. Er wollte diesen üblen ersten August nicht nochmals in Erinnerung bringen und dachte, Ruhe und Schweigen würden eher dazu helfen, Knuts trotzige Rede in die Vergessenheit zu versenken.

Mit seinem Sohn erlebte er ohnehin nicht viel Freude. Nach der Entlassung aus dem Spital hatte Knut tatsächlich die angedrohte Kündigung seiner Wohnung in Zürich wahrgemacht, hatte die Möbel in einem Speditionsgeschäft eingestellt und blieb wochenlang unauffindbar. Schon in seinem ersten Semester hatte er sich mit einem deutschen Mitstudenten angefreundet, der von kommunistischen Ideen erfüllt war und eine bestechende Beredsamkeit brillieren liess. Nächtelang wurde diskutiert. Er war schon öfters bei ihm auf der Bude gesessen, in einem Haus, das auf seinen Abbruch wartete. Für den verwöhnten Herrensohn barg dieses vernachlässigte Mietshaus eine unbekannte Welt. Wenn er bei diesem Karl Schmidt auf dem wackeligen Stuhl sass, konnte es geschehen, dass, ohne zu klopfen, ein Junge und zwei Mädchen eintraten, Zi-

garette im Mund, sich auf den Boden setzten und an dem Gespräch teilnahmen.

Das Haus beherbergte junge Menschen verschiedenster Art, vom ernstesten Studenten, der für sein Studium Hunger litt und jede Arbeit übernahm, um für die nächsten Tage das Notwendige zu verdienen, bis zu Träumern und Faulenzern, die in den Tag hinein lebten. Die Küche ward abwechslungsweise von dieser oder jener Gruppe belegt. Knut wurde öfters aufgefordert, sich am Geschirrwaschen zu beteiligen oder Gemüse zu rüsten. Mädchen, die zuhause fortgelaufen, sich an einen Freund gehängt, kamen und blieben, bis ein neues Erlebnis sie weglockte. junge Berufsleute fanden hier Unterschlupf, denen ein Missgeschick den Aufstieg versperrte. Unter den zwei Dutzend Bewohnern war nur schwer festzustellen, wer im Moment zusammengehörte, wer sich kürzlich zerstritten hatte oder wem der Freund oder die Freundin davongelaufen war. Ein ziemlich energischer strubbelhaarer Grieche ordnete die Mietverhältnisse, führte die Kasse, schrieb oder verheimlichte die Meldezettel für die Einwohnerkontrolle.

Nach langen, heftigen Auseinandersetzungen über die notwendige Veränderung der Gesellschaft, bei denen die widerstrebensten Ansichten vertreten wurden, scheute Knut den weiten Heimweg und nächtigte auf einer Luftmatratze in Karls Zimmer, dafür musste er dann für die Gruppe das Frühstück herrichten. Da wegen dem Wegzug eines Paares ein grosses Zimmer frei wurde, bezahlte er dem Griechen die Miete für einen Monat voraus, holte seine Kleider und Wäsche und blieb. Er hatte sich eben notdürftig eingerichtet, während im Nebenzimmer zu Mandoline und Gitarre gesungen wurde. Da kam diese Band mit ihren Besuchern zu ihm hinüber, erklärte, sie hätte in ihrer Bude zu wenig Platz, quoll herein und setzte ihr Konzert fort. Von einer hübschen Nordländerin wurde er seines Stuhles beraubt und in eine Ecke gedrängt. Dort blieb er eingekeilt, bis sich nach und nach die Besucher verzogen. Andere Nächte verliefen ruhig, unterbrochen nur von Schritten auf der Stiege, von Geräuschen, die unmöglich auf ihre Ursache oder Entfernung erkenntlich waren.

In den Gesprächen mit Karl tauchte auch immer ein hoher Beamter der deutschen Bundesrepublik auf, dem er Rache geschworen und den er vernichten wollte.

Diese Art zu leben, ohne eine Befehlsgewalt über sich, aus einem geringfügigen Anlass ein Fest zu bauen, jeder nach Belieben sich zu benehmen und doch wieder aufeinander Rücksicht zu nehmen, einander zu helfen, gefiel Knut, trotz den Unbequemlichkeiten und Entbehrungen. Bei Semesterbeginn fühlte er sich eingelebt und besuchte die Universität von dieser überraschungsreichen Wohnstätte aus. Er lebte auf Zusehen hin mit dem Hintergedanken, sein Vater werde ihn aufspüren und ihn in seiner unbestechlichen Art in eine Wohnung, die er standesgemäss finde, hineinzwängen. Dann könne er den Märtyrer spielen und Gehorsam heucheln. Da die einbrechende Kälte sich in seinem Zimmer empfindlich spürbar machte und das bunte Treiben sein Studium wenig beförderte, das väterliche Schweigen andauerte und sein Geld aufgebraucht war, wurde er nervös. Knut verpfändete einige Möbelstücke, lernte von Karl Schmidt, mit wenig Geld auszukommen und traf ernste Vorbereitungen für ein Telexamen.

Vom Glitzern und Funkeln und einer Todsünde

In der Werkstatt des Kupferschmieds lagen vier riesige Drachenköpfe nebeneinander, Wasserspeier, mit aufgerissenen Mäulern, altersschwach, verbeult und zum Teil unvollständig. Niemand konnte mit Gewissheit behaupten, wie lange sie schon die Dachecken der Kirche verziert hatten. Sie waren eben seit Menschengedenken eine Zierde der Kirche gewesen. Aber dass sie so riesengross seien, das sah man erst aus der Nähe. Von der Witterung arg mitgenommen, von unzähligen Stürmen verbogen, lohnte es sich nicht mehr, daran zu flicken. Stefan hatte den Auftrag, vier neue, ebenso groteske Drachenköpfe mit weitgeöffnetem Schlund zu verfertigen. Eine Arbeit, die er mit Stolz in Angriff nahm. Stundenlang hämmerte er an den einzelnen Teilen, alles um sich vergessend. Seine Mutter schaute ihm gerne zu, nahm sogar ihre Handarbeit mit in die Werkstatt und konnte so, ohne

Zeit zu versäumen, dem geliebten Hammer Schlag zuhören.

Auch Schulkinder kamen oft auf dem Heimweg, schauten der Arbeit zu, verfolgten gwundrig den Fortschritt und bestürmten Stefan mit Fragen. Sonst wurde nicht viel geredet. Nur einmal wurde er von seinem Hämmern aufgeschreckt, da eine kräftige Frauenstimme die beiden begrüßte. Gertrud stand neben ihm und sagte, nachdem sie Frau Magdalena freundlich die Hand geschüttelt hatte: «Mein Vater hat wieder Pech mit seinem Apparat. Er wäre froh, wenn Sie noch heute ins Vorspann hinauf kommen könnten, vielleicht gegen Abend, wenns geht.» «Ja selbstverständlich, gern», gab er Bescheid, «muss ich Werkzeug mitnehmen?» «Ich verstehe nicht viel von diesen Maschinen», meinte Gertrud, «er hat mir auch nicht viel erklärt. Nehmen Sie auf alle Fälle mit, was Sie vermutlich dazu brauchen.» Dann schaute sie auch mit Interesse der kunstvollen Arbeit zu. Die Mutter aber lockte sie davon weg. Bevor sie durch die rauhe Kälte den weiten Weg hinaufgehe, sollte sie doch etwas Warmes in den Leib bekommen. Ob sie nicht für einen Augenblick zu einem Kaffee in die Stube hinaufkommen wolle. Und tatsächlich, Gertrud folgte der Einladung der Mutter, die mit diesem Gast jedoch nicht die enge Treppe hinaufstieg, sondern aussen herum zur breiten geschnitzten Haustüre, vor jeder glitschigen Stelle warnend und sie vorsorglich am Arm fassend.

Mütter verstehen es gut, während dem geschäftigen Umhereilen, dem Auftischen von Zucker, Kuchen und Konfekt, ein Gespräch in Gang zu bringen, Fragen zu stellen nach Dingen, die schon längst ihre Neugierde geweckt hatten. Auch Gertrud bekundete lebhaftes Interesse für das Leben in diesem Haus und schien genügend Zeit zu haben.

Da sich nun Stefan nach dem Nachtessen für die Fahrt ins Vorspann hinauf rüstete, hatte die Mutter an Stefans Gewand dies und jenes auszusetzen und liess nicht locker, bis er nochmals in die Kammer hinaufstieg und ihren Wunsch erfüllte. «Wir haben uns gut verstanden, Gertrud und ich», sagte sie, «ich sage dir, Stefan, das

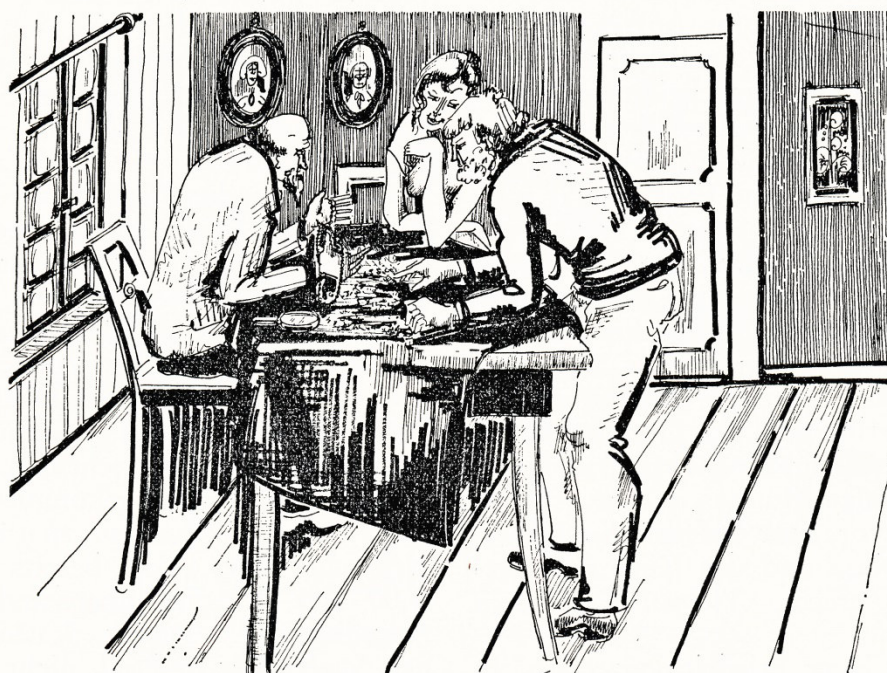
sind feine Leute. Und sie ist eine überaus kluge und gebildete Tochter.»

Genau nach Mutters Vorschrift angezogen, bestieg Stefan sein Motorrad, vorsichtig die vereiste Glätte vermeidend und erstaunt über die dicke Schneedecke so nahe ob dem Dorf.

Sobald er die Steigung im Hohlweg mit Mühe und Not überwunden hatte, sah er die Lichter in der Stube. Er fand die Haustüre offen und stieg frohgemut die Treppe hinauf. Herr Roman sass hinter dem Tisch, die bauchige Flasche vor sich und ein Gläschen. Auch für ihn war schon ein solches bereitgestellt und oben am Tisch, dort, wo

ne angemessene Entschädigung vorsieht.» Roman zupfte an seinem Spitzbart und lächelte befriedigt. «Siehst du, junger Mann, mit einer offenen Hand und offener Rede erreicht man meist mehr als mit den Fäusten. Aber nun komm, mir den Schaden zu beheben, den Genever trinken wir danach.»

Verflixt, Stefan hatte schon vergessen, wofür er gerufen worden war. Ungern ergriff er im Gang seinen Rucksack, aber flinken Schrittes stieg er in die geheimnisvolle Werkstatt hinauf. Während der kniffligen Arbeit horchte er mit Spannung, ob Stimmen zu hören oder eine Türe zugeschlagen



Solche Wunderdinge hatten Stefan und Käthi noch nie gesehen.

das Licht der Lampe am hellsten zündete, sass, über eine Stickarbeit gebeugt, Käthi vom Bühl. Es nickte kurz, als ob seine Anwesenheit in diesem Haus eine Selbstverständlichkeit wäre und liess sich nicht weiter stören. Gertrud erklärte, sie seien übereingekommen, für einen Wohltätigkeits-Bazar einige hübsche Stickereien zu verfertigen.

Herr Roman erkundigte sich, wie sich der Streit um das Wasserrecht entwickelt habe. «Ich bin zufrieden», sagte Stefan, «ich habe mich an Ihren klugen Rat gehalten. Nun ist es bald soweit, dass ein Vertrag zustande kommt, der unser Recht respektiert und ei-

wurde. Mit einer bestaunenswerten Behendigkeit und in kurzer Zeit konnte er den Schaden beheben. Herr Roman zeigte sich sehr zufrieden und sprach: «Ich habe einmal versprochen, dir einige seltene Edelsteine zu zeigen. Wenn du willst und Zeit hast, ich hätte sie im Haus.» Der junge Mann hätte gerne darauf verzichtet, hätte sich diesen Abend lieber mit einem lebendigen Wesen, als mit toten Steinen beschäftigt, wagte aber nicht abzulehnen. Lächelnd verfolgte Roman das Mienenspiel und meinte: «Ich hole sie und zeige sie unten in der Stube, Frauen sehen auch gerne

Schmuck.» Darauf war Stefan sofort hell begeistert.

Die staunenden Augen um den Stubentisch wurden, sobald die Ziellampe installiert war und das Feuer aufleuchtete, gewahr, dass dies keine toten Steine sind. Ein Leben, ein Farbenspiel, ein Funkeln sprühte ihnen entgegen. Mit der feinen Spitze eines goldenen Stifts wies Roman auf die Besonderheiten hin und erklärte die Eigenart des Schliffs. Solche Wunderdinge hatten Käthi und Stefan noch nie gesehen, und da Roman vor ihnen ein Collier mit einer Reihe von grossen und kleinen Diamanten ausbreitete, wurden sie wie verzaubert. Stefan war in diesen Anblick so sehr versunken, dass er kaum spürte, wie ihn Käthis Haare auf der Wange kitzelten. Für eine Frau ist das Gleissen und Glühen noch viel bestrickender. Schulter an Schulter, Kopf an Kopf bewunderten sie die Geschmeide und erwachten wie aus einem Traum, da Romans Hand die Steine und Schmuckstücke in einen abgeschabten Lederbeutel versenkte und hinaustrug. Gertrud freute sich an dem Staunen und Überwältigtsein, schaute liebevoll auf die beiden, die immer noch aneinandergelehnt den dunkeln Samt betrachteten, den sie auf dem Tisch ausgebreitet hatte. «Und jetzt, liebes Käthi, sollst du wieder zurückfinden. Ich braue einen Tee, nicht dass sich nur die Männer an ihrem Schnaps vergnügen können.»

Merkwürdig lange verweilte Roman draussen. Solche Werte in Sicherheit zu bringen, erforderte wohl viel Zeit. Auch Gertrud verweilte länger in der Küche, wahrscheinlich brauchte der englische Tee nach holländischer Machart ein langwieriges Zeremoniell. Die Beiden am Tisch waren darüber nicht betrübt. Ein Arm legte sich anschmieglich auf Käthis Schultern und es wehrte ihn nicht ab. Da er das Mädchen noch enger an sich zog, schaute es voll Vertrauen zu ihm auf. «Wie viel Liebe ist in diesem Haus», flüsterte es, «ich habe einen Hunger nach Liebe. Darum komme ich so gern hierher.» «Auch ich sehne mich nach Liebe, Käthi. Und meine Mutter sehnt sich nach Grosskindern in der Kupferschmiede», und plötzlich, in ganz anderer Tonart, fuhr er fort: «Sag mir mal, wie steht es mit euren Dachkennel, ist in der Küche keine

Kupferpfanne leck, rinnt kein Abflussrohr? Ich will einmal bei dir hineinschauen, will wissen, wo und wie du wohnst, will mit deiner Mutter, mit deinem Vater reden über seinen Stubentisch hinweg.»

«Warum», schaute ihn Käthi verwundert an. Stefan ergriff mit beiden Händen Käthis Arm und sagte: «Ich weiss ja nichts von dir. Nach der Chorprobe willst du schleunigst heimradeln, kaum kann ich dich auf der Strasse ein wenig zurückhalten und schon kommt einer deiner Jodlerfreunde herzu und verpatzt die langersehnte Stunde. Ich möchte dich auch gerne einmal bei mir daheim haben, damit du meine Mutter kennen lernst und sie dich.» Und wiederum stellte das Mädchen die Frage: «Warum?» Jetzt öffnete sich sein Gesicht zu einem gewinnenden Lächeln. «Weil ich dich gern habe. Weil ich den ganzen Tag an dich denke und mit dir durch den Wald, die Matten, in die Berge laufen möchte, mitten in die Glückseligkeit hinein.» Käthi schaute auf seine Hände, die gefaltet auf dem Tischtuch lagen und fragte: «Und du meinst, ich käme mit?» «Warum denn nicht?» wurde er stürmisch, «ich spüre das doch, ich kann es in deinen Augen sehen, kommst du mit?» Lange musste er auf eine Antwort warten und hörte endlich Käthis Worte: «Wenn alles anders wäre, noch so gern.» «Also komm», mit diesen Wörtchen wollte er es an sich ziehen, da sich die Türe öffnete und ein Gesicht mit einem Spitzbart erschien und eine erboste Stimme erklang: «Meinen Genever, meine treubehüteten, lässt du verdampfen, rührst du nicht an. Er verliert ja sein köstliches Aroma, eine Todsünde ist das!»

Unheimliche Geräusche und ein gellender Schrei

Seelenkenner behaupten: Wenn Mädchen glücklich sind, lässt sie das Glück nicht schlafen. Wenn sie unglücklich sind, schlafen sie noch schlechter. Und dazu kommen noch Nächte, da man sie am Schlaf verhindert. Dr. Friedrich, mit Arbeit überlastet, unliebsame Aufträge schon immer hinauschiebend, im letzten Augenblick nochmals seine Entscheidungen überprüfend, hatte ständig Konflikte mit den vorgeschriebenen Terminen. Eingaben an das Gericht, für die

eine Frist gesetzt war, entwarf er meist am letzten Tag. Dann begann die Hetze, seitenweise lagen Manuskripte mit Korrekturen, Anstreichungen, Einschiebseln neben Käthis Schreibmaschine, die noch am selben Tag fein säuberlich in die Maschine getippt werden mussten, fehlerlos und mit Durchschlägen. Des Rechtsanwalts Privatsekretärin erhob sich jeweils einige Minuten vor sechs Uhr, richtete sich vor dem Spiegel die Haare, puderte die Nase und das Kinn und entschwand mit einem «Tschüs!» aus dem Büro.

Dann kam Herr Friedrich zu Käthi in den Empfangsraum und erläuterte, wie wichtig die unerledigte Arbeit sei. Er bedauerte sehr,

schlummerte, nicht eben bequem, aber tief in Schlaf versank.

Das übermüdete Fräulein hörte keinen Glockenschlag, keine Schritte im Haus, nicht einmal das laute Gespräch, das sich im oberen Stockwerk vom Salon in das Schlafzimmer verlagerte. In einen verwirrenden Traum verstrickt, wurde es erst aufgeschreckt, als im Nebenraum ein Buch auf den Boden fiel. Wollte nicht begreifen, im hellen Licht zu erwachen, sitzend und, anstelle eines Kissens, die Schreibmaschine vor seiner Nase. Nur langsam fand es in die Wirklichkeit zurück und wurde gewahr, dass sich in seiner Nähe jemand bewegte. Ohne auf die Uhr zu schauen wusste es,



«Sie haben kein Recht, Dokumente zu stehlen.»

müsse aber doch bitten, den Feierabend noch etwas hinauszuschieben, es handle sich ja nur um fünf oder sechs Seiten und fragte, ob er ihr einen Tee herbestellen soll. Käthi verbarg in solchen Fällen den Ärger hinter einer lächelnden Miene und versuchte, möglichst wenig Fehler zu tippen.

Wenn aber die Nacht vorher anderweitig über Gebühr belastet war, wollten die Finger, trotz aller Aufmerksamkeit, nicht exakt gehorchen. Fehler mussten korrigiert, lange Seiten neu geschrieben werden. So kam es auch, dass Käthi das Haupt tiefer als üblich über die Maschine neigte und sanft ein-

dass es Stunden verschlafen hatte.

Wieder drang ein unheimliches Geräusch durch die Türe. Käthi richtete sich auf, streckte den schmerzenden Rücken, erhob sich und schritt behutsam über den Teppich, drückte sachte auf die Klinke und sah, wie sich in Dr. Friedrichs Büro ein Schatten bewegte. Vorsichtig durchschritt es das verdunkelte zweite Büro. An dieser Türe waren die Geräusche schon deutlicher zu unterscheiden. War der Rechtsanwalt herabgekommen, um ein Schriftstück nochmals zu überarbeiten, vielleicht jenes, das bereits geschrieben war? Die Neugier überwand für

einen Augenblick die Furcht. Käthi öffnete einen Spalt breit und sah nicht einen bärtigen, würdevollen Mann hinter dem Pult sitzen, sondern eine schmale hohe Gestalt, die Akten durchwühlte, den verschwundenen Sohn, Knut.

Einen winzigen Augenblick lang erwog es, sich zurückzuziehen und seine Gegenwart mit der klappernden Schreibmaschine zu bekunden. Da aber der junge Mann aus einem Aktenbündel einige Seiten herausnahm und in die Tasche steckte, trat Käthi aus dem Dunkel hervor und sagte energisch: «Sie haben kein Recht, Schriftstücke zu stehlen. Sie legen, was Sie genommen haben, sofort zurück, sonst schreie ich mit aller Kraft!»

Verdattert und mit offenem Mund blieb Knut wie angewurzelt stehen und starrte entgeistert auf das Mädchen. Dann kam er zwei Schritte näher, zuckte mit den Schultern, setzte ein müdes Lächeln auf und flüsterte: «Ei, siehe da, unsere liebe und treue Käthi, immer noch im Büro und an der Arbeit, heldenhaft und pflichtbewusst. Sie werden mir doch nicht verbieten wollen, meine eigenen Schulzeugnisse endlich zu Händen zu nehmen. Ich will nur vermeiden, dass mein alter Herr damit Staat macht.» Trat wieder ein paar Schritte auf sie zu, streichelte ihr Haar und sprach begütigend: «Nicht so kratzbürstig, liebes Käthi, wir leben beide unter der gleichen Fuchtel. Wir sind doch Kameraden. Sie werden mich nicht verpetzen wegen meinen Schulzeugnissen, die ich vernichten will. Sie sind wahrhaftig nicht wert, für die Nachwelt aufbewahrt zu werden.» «Nehmen Sie Ihre Pfoten weg. Zeigen Sie, was Sie gestohlen haben», kühn griff sie nach seiner Brusttasche, entriss ihm die Papiere, «das nennen Sie Schulzeugnisse. Prozessakten sind das und jetzt ist Schluss!» Käthi sprang ans Pult, griff neben die Schublade, sogleich war ein schriller Klingelton in der oberen Wohnung zu vernehmen. Knut aber fasste das Mädchen um die Taille, riss es zurück und schubste es in die Ecke. Mit erhobener Faust stand er, sie weit überragend, drohend da. Käthi bückte sich, versuchte zwischen seinen Beinen durchzuschlüpfen. Die hohe Gewalt begann zu schwanken, wendete sich, eine Hand griff in ihre Haare und

zerrte ihren Kopf empor. Ein Schrei gellte durch das Haus. Die Türe wurde aufgerissen. Im buntgestreiften Nachtgewand stand Herr Dr. Friedrich mit einer Pistole in der Hand vor seinem Sohn, bleich aber aufrecht, wie ein Offizier: «Also du bist der Einbrecher! Jetzt hast du die Tiefe erreicht!»

Käthi erhob sich, warf noch einen Blick auf den ergrauten Mann, schlüpfte durch die Türe, rannte in ihr Büro, warf die Blätter von ihrem Pult auf den Boden, nahm Handtasche und Mantel und floh aus dem Haus.

Die Hände schwarz und Russ im Gesicht

Am späten Nachmittag, bei Flockenwirbel und kaltem Wind, fuhr ein junger Mann, den Kragen seiner Lederjacke aufgestülpt, auf dem Motorrad die Bergstrasse gegen den Hohlweg hinauf. Der Schnee fiel so dicht, dass er genau auf die Abzweigung der Strasse achten musste, die zum Bühl hinaufführte. Auf der Brücke über den Bach kam der Töff ins Schlingern, hätte beinahe den Fahrer abgeworfen. Auf dem ebenen Weg zum alten, breitgiebeligen Bauernhaus hinüber verlief die Spur wieder gerade und schwenkte dann auf den Platz ein, auf dem der Schnee weggewischt worden war. Dort sah er auch Frau Martha, wie sie mit einem Besen aus der Haustüre kam, die Frisur in ein Kopftuch geknüpft und einen Mantel über die Schultern geworfen. Sie schaute gelassen auf den Mann, der aus dem Flockenwirbel daherkam, sein Gefährt neben der Haustüre aufprotzte, den Schnee aus dem Gesicht und den Haaren wischte und näher trat. «Guten Tag gleichwohl, wenn es auch kein schöner Tag ist», begrüßte sie ihn. Stefan streckte ihr die Hand entgegen und dankte für den Gruss. «Wollt Ihr noch weiter hinauf?» fragte Frau Martha, «ist nicht anzuraten. Die Strasse ist glatt unter dem Schnee.»

Immer noch den Schnee von seiner Jacke und seinen Hosen klopfend, meinte er: «Wenn es nicht sein muss, bleibe ich lieber hier.» «Hände hoch», rief die Frau und fegte ihm mit dem Besen den Schnee weg. Dann schritt sie wortlos voran in die Küche. «Ein Kaffee steht bei uns immer irgendwo

herum. Will ihn nur etwas aufwärmen», stellte eine Tasse auf den Tisch und fragte: «Was wollt Ihr hier?»

Etwas verlegen begann Stefan: «Eure Tochter hat mir kürzlich nach der Probe des Trachtenchörlis gesagt, bei ihr daheim sei noch allerhand Kupferzeug im Estrich ...» «Da seid Ihr vergebens hier heraufgefahren», unterbrach sie ihn, «wir verkaufen nichts.» «Habe ich gesagt, ich möchte etwas kaufen?» tat er erstaunt, «anschauen möchte ich das alte Kuchenmodel. Ich kann Euch dann sagen, ob es von einem hiesigen Kupferschmied stammt oder von auswärts hierher gekommen ist.» «Und dessenthalben seid Ihr bei diesem Hudelwetter hier heraufgefahren.

Den Weg hättet Ihr Euch ersparen können», sagte die Frau, «das schönste habe ich von daheim mitgebracht. Aber jetzt ist es auch schon verstaubt und schwarz. Ja, anschauen könnt Ihr das Zeug schon, wenn Ihr Euch vor dem Dreck nicht fürchtet. Aber ich trage die Kessel und Pfannen nicht die stotzige Stiege hinunter. Da müsst Ihr schon mit hinaufkommen.»

Also stiegen die beiden in den Estrich, an einer offenen Türe vorbei, durch die Stefan einen bunten, fremdländischen Teppich sah, zwei bemalte Betten, einen Tisch mit Schreibzeug und einer gerahmten Fotografie. Dann die steile Stiege bis unter den Dachstuhl, der mit seinen mächtigen Balken gute Zimmermannsarbeit verriet. Dort, im äussersten Winkel unter einem Tuch hervor, zog Frau Martha Kessel und Pfannen ans Licht, an das spärliche Licht, das aus zwei kleinen Fensterchen hereindrang. Beide gebückt und dann auf den Knien nahmen sie die Schätze in Augenschein.

Eine Mädchenstimme rief nach der Mutter. Sie gab Bescheid: «Richte du das Nachtessen. Ich habe jetzt keine Zeit. Zuerst aber bring mir noch eine Laterne.»

Unterdessen ging die Musterung weiter. Da Vreni mit einer Stalllaterne heraufkam, staunte es nicht wenig, die beiden kauernden Gestalten anzutreffen, schwarz die Hände und Russ im Gesicht. «Nimm noch Speck aus dem Kamin dazu», befahl die Mutter, «und beeil dich. Der Vater will essen, wenn Toni mit den Milchkannen zurückkommt.» Vreni, neugierig geworden,

hätte gerne länger zugeschaut, ging aber ohne eine Widerrede langsam hinab. Nun bei besserem Licht wurde die Besichtigung interessanter. Irgendwoher brachte die Mutter einen Lappen, eine Bürste, ein Messer. Dann wurde geputzt, gebürstet und gekratzt und der Eifer erlahmte nicht.

Inzwischen waren die beiden Fensterchen vollständig erblindet. Die Nacht hatte sie zugedeckt, die Frau achtete nicht darauf. Mit Spannung hörte sie Stefan zu, der von der alten Kupferschmiedekunst zu berichten wusste und jedem Stück einen Namen gab. Erst da sie die Schmerzen in den Knien und im Rücken plagten und die Rufe aus der Tiefe nicht aufhören wollten, richtete sie sich auf und sagte: «So, und jetzt junger Mann, wäre es sehr höflich von Ihnen, wenn Sie mir all das wieder hübsch in die Winde hinaus stossen und mit dem Tuch zudecken würden. Ich verspüre Hunger.» Folgsam wie ein Erstklässler legte Stefan die Pfannen in den Kessel, schob sie in den Winkel hinaus, legte alles fein säuberlich dazu und rutschte auf den Knien soweit hervor, bis er aufstehen konnte. Die Mutter ging mit der Laterne voraus, die erste und dann die zweite Stiege hinunter. Da sie zwischen der Küchen- und Stubentüre Halt machten, kam eben Käthi herein, Schnee in den Haaren, Schnee an den Stiefeln, mit geröteten Wangen, überlaut lachend: «Heiliger Strohsack! Mutter, wie siehst du denn aus, schwarz wie ein Kaminfeger. Und du Stefan nicht viel besser! Kommt in die Küche!» Ohne den Mantel auszuziehen, füllte sie den Trog, holte Seife, Handtuch und höhnte: «Eigentlich sollte ich euch den grossen Spiegel vorhalten. Ist denn der Samichlaus-Schmutzli zu Besuch gekommen? Oder hat dich die Mutter erwischt, wie du den Speck aus dem Kamin geangelt hast?»

Das Wasser im Trog musste zweimal gewechselt werden, bis sich Frau Martha und Stefan wieder respektabel gegenüber standen und aus der Stube Vaters Stimme dröhnte: «Kommt doch endlich zum Essen!» Dort lag ein Teller für Stefan bereit. Ohne viele Worte zu verlieren, als ob dies selbstverständlich wäre, nahm Stefan Platz, liess sich von Käthi dampfende Suppe einschöpfen, sprach mit der Familie das Tischgebet und schaute dann in die Gesichter der

Tafelrunde. Der Vater oben am Tisch in einem Lismer aus buntfarbiger Wolle, würdevoll mit seinem Bart und den strubbligen, leicht angegrauten Haaren. Toni, breitschulterig, mit Händen voll Kraft. Vreni, ein munteres, blondhaariges Mädchen mit Lachgrübchen in den Wangen, witzigen Reden nicht abgeneigt. Die Mutter nun wieder glatt und frisch im Gesicht und die Haare gekämmt. Rösti wurde aufgetischt, auf der glänzende Speckschnitten lagen und entsprechend dufteten. Ohne seinen Appetit zu verheimlichen, griff Stefan kräftig zu. Vater Johann sprach nicht viel. Er schaute eher finster auf seinen Teller, warf dann und wann einen Blick in die Runde. Erst da Stefan vom letzten Schützentreffen berichtete, beteiligte er sich am Gespräch.

Von Kesseln und Pfannen wurde kein Wort gesprochen. Käthi schaute meist wortlos zu, erstaunt darüber, wie Stefan so vertraut, als sässe er jede Woche an diesem Tisch, mit dem Vater plauderte. Plötzlich aber erhob sich der Vater, grübelte aus seiner Hosentasche die Pfeife hervor, wendete sich der Türe zu und sagte streng: «Dass Ihr es alle wisst, es wird nichts verkauft!» Dann verschwand er dröhnenden Schrittes.

Auch sein Sohn ging in den Stall hinüber. Flinke Frauenhände räumten das Geschirr vom Tisch und wenige Augenblicke später sassen sich Käthi und Stefan allein gegenüber. «Wie hast du das angestellt», fragte das Mädchen, «herzukommen, den Kaminfeger zu spielen und mitzuessen?» Mit weisem Lächeln erklärte Stefan: «Ich habe dir doch schon oft gesagt, ich möchte mehr von dir wissen. Du erinnerst dich doch. Nun habe ich tage- und nächtelang darüber gebrütet, um in dein Haus Zugang zu finden. Das ist mir gelungen, wie du siehst. Nun werde ich die nächsten Nächte sinnen und träumen, wie ich zu deinem Herzen Zugang finden kann.» Mit heiterer Miene sprach Käthi: «Immer wieder kann ich das beobachten. Leute, die einige Zeit im Ausland verbracht haben, schöne Worte gehen ihnen leicht über die Lippen. Nur kann man nicht wissen, ob es auch ehrliche, wahre Worte sind.»

Entrüstet wollte er sich verteidigen, setzte seine Arme breit auf den Tisch, da eben die Mutter eintrat und sagte: «Es schneit und

schneit. Wenn Ihr noch gut den Berg hinunterkommen wollt. Jetzt sind die Spuren vom Traktor noch nicht zugeweht. Ich würde Euch raten, wegzufahren, die Brücke ist ohnehin vereist.» Dieser gute Rat passte Stefan nicht in sein Konzept. Er vermutete jedoch, die Mutter könnte noch deutlicher werden. Darum stand er auf, dankte ihr herzlich für das vorzügliche Essen und dafür, dass sie ihm so viele wertvolle Kostbarkeiten gezeigt habe. Dann bot er ihr und auch Käthi zum Abschied die Hand. «Ich komm noch mit hinunter zu deiner Kraftmaschine. Will schauen, wie sie über die Brücke schwänzelt.» Die Mutter hatte dagegen nichts einzuwenden, ermahnte Käthi aber, den Mantel anzuziehen, es sei zügig und kalt.

Eine vorsorgliche Mutter. Sie ahnte wohl, die beiden könnten sich bei einem längeren Gespräch im Winterwind eine schlimme Erkältung holen. Und tatsächlich, ihre Tochter hustete während der zweiten Wochenhälfte, dass Gott erbarm.

Jetzt wird gesparrt

Unterdessen sass im Haus der Kupferschmiede Mutter Magdalena in der Stube mit einem Buch in der Hand. Sie freute sich jeden Tag auf die Feierabendstunde, um mit den Gedanken eines Dichters eine erhebende Reise in die Gefilde der Phantasie zu machen oder durch ferne Länder zu schweifen. Nun aber musste sie nach jeder zweiten, dritten Seite ans Fenster treten, hinaus schauen in das gleichmässige Fallen der Flocken. Dann wieder in die Küche schlurfen, um nach dem Essen zu sehen, das im Backofen auf ihren Sohn wartete. Da die Uhr wieder eine volle Stunde schlug, verlor sie langsam die Geduld, wurde besorgt und kribbelig. «Ist ein Unverstand», sagte sie halblaut vor sich her, «ein Blödsinn, bei diesem Wetter mit dem Motorrad zu kutschieren, wenn möglich noch am Berg. Wenn er ausrutscht und ein Bein bricht, in einer Stunde ist er eingeschneit und eingeweht. Aber sag das einem Jungen. Nützt doch nichts.»

Da er endlich heimkam, das verdorrte Essen mit grossartiger Handbewegung ablehnte, einen Sessel zu ihrem Lehnstuhl heranzog, einen Stumpen in Brand setzte

und zu reden begann, unterbrach sie ihn: «Das ist jetzt der zweite Winter. Du sollst endlich wissen, hier kann man nicht, wie du es dort unten im flachen Land gewohnt warst, in jeder Jahreszeit durch die Gegend flitzen. Ich will meine Nächte nicht in Angst und Schweiß verbringen, alle Viertelstunden Licht andrehen und auf die Uhr schauen.» Der Sohn zeigte sich nicht sehr beeindruckt: «Wachen und beten, das ist das Los der Mütter. Wenn sie gemütlich und tief schlafen, können sie nicht beten. Und ich, Mutter, habe jetzt besonders dein Gebet notwendig.»

«Mache keine dummen Spässe», ereiferte sie sich, «ich meine es ernst. Im letzten Winter hat mir oft das Herz ausgesetzt wegen der Angst um dich. Wenn du nur endlich von deinem verrückten Renner heruntersteigen würdest. Kauf dir ein anständiges Auto, wenn du kein Geld hast, will ich aushelfen.» Stefan legte seinen Stumpen in den Aschenbecher, strich der Mutter liebevoll übers Haar und sagte: «Unmöglich, das ist jetzt nicht der Zeitpunkt für solche Ausgaben.» Aber die Mutter fuhr unbeirrt fort: «Für deine Arbeit brauchst du es auch. Wenn du auswärts in den Hotels, in der Fabrik zu tun hast, auf den verrückten Zweiräder kannst du nichts aufladen. Ein rechter Handwerker hat doch heutigentags ein Auto, nimmt sein Werkzeug mit und was er in der Werkstatt geschaffen hat.» «Du redest in den blauen Wind, Mutter. Jetzt will ich sparen. Ein Auto wirft mir alle meine Pläne über den Haufen.» Frau Magdalena hört nicht auf ihn. «Und überhaupt, auf so einem Superflitzer kannst du nicht einmal ein anständiges Mädchen mitnehmen. Wer etwas auf sich hält, sitzt nicht auf eine solche Todesmaschine.»

Geduldig hörte der Sohn zu, setzte seinen Stumpen wieder in Brand, rutschte ihr noch näher und sagte: «Eben gerade wegen einem anständigen Mädchen will ich jetzt kein Auto kaufen, will ich jetzt sparen.» Und voll Freude: «Du wirst deine Grosskinder bekommen, Mutter! Du wirst zur Hochzeit ein schönes, neues, blaues Kleid tragen, aus reiner Seide! Du wirst dich verlieben in dieses Mädchen, wie es mir ergangen ist, du wirst es ans Herz drücken und nicht mehr loslassen. Nur muss ich das

Mädchen zuerst noch fragen, ob es einverstanden ist. Da kann ich nicht mit blossen Versprechungen kommen und mit leeren Händen. Die jungen Frauen wollen eine Küche blitz blank, Spannteppiche, Külschrank, Traumbad, Polsterstühle noch und noch, Vorhänge, duftig wie Schmetterlingsflügel und davor schwere mit gebauschten Falten bis aufs Parkett und noch goldene Schnüre daran.» «Stefan, mich trifft der Schlag», jammerte die Mutter und verbarg ihr Gesicht in den Händen, «schon immer bist du über alle Wolken hinaus geflogen. Hilf, Himmel, jetzt hast du dich noch in eine Primadonna vergafft!» «Du wirst staunen, wenn ich mit ihr komme, Mutter, du kennst das Mädchen nur von den wenigen Worten, die man im Laden spricht, nur vom Vorbeigehen am Sonntag auf dem Kirchgang. Du gehst ja nie an einen gemütlichen Anlass, bist immer daheim geblieben, wenn unser Trachtenhörli gesungen hat, sonst würdest du seine helle, schöne Stimme kennen.» Erschrocken wendete sich die Mutter ihrem Sohn zu. «Du denkst doch nicht etwa an das Käthi vom Bühl? Die ist doch bei dem Advokaten. Dort hat sie bestimmt nicht viel Gutes gelernt. Dir werden die Augen noch aufgehen.» «Mir sind sie schon aufgegangen», lachte Stefan, «aufgegangen, weil ich auf der ganzen Welt nichts Schöneres und Lieberes sehen kann. Wenn ich in seiner Nähe bin, muss ich mich am Stuhl oder am Geländer festhalten, sonst schwebe ich in die Luft, höre Singen und Musik, ich könnte der alten Köchin des Pfarrers um den Hals fallen, wenn sie mir auf dem Heimweg begegnet, oder mit dem Brunnenstock fahnenschwingen.»

Mitleidig schaute die Mutter in das strahlende Gesicht ihres Sohnes und sagte bedächtig: «Vollkommen verrückt! Geh, wasch dir den Kopf mit kaltem Wasser und komm wieder, damit ich vernünftig mit dir reden kann.» «Ich will aber nicht vernünftig mit dir reden, Mutter. Ich will, dass du meine Freude mit mir teilst. Ich möchte lieber mit dir in der Stube herumtanzen, nicht die Vorhänge zuziehen. Alle Welt soll sehen, dass wir glücklich sind. Ich hole eine Flasche Wein aus dem Keller. Wir bauen ein Fest!»

«Stefan, wenn du noch imstand bist, eine Frage zu beantworten, möchte ich doch gerne wissen ...» «Tausend Fragen», unterbrach er sie, «so viel du willst, über die Tiefe des Meeres, über die Heizkraft der Sonne, über die Kälte am Nordpol.» «Sag mir», bat sie, «was meint Käthi dazu, zu diesem Loderfeuer, dieser Hochzeit in blauer Seide?» In eher gedämpftem Tonfall gab Stefan zu, dass die entscheidende Frage noch nicht gestellt und auch nicht beantwortet werden konnte. Nach langen Erklärungen gewann jedoch sein Optimismus wieder die Oberhand. «Das ist nur eine Zeitfrage. Das Jawort kann von einem Augenblick auf den andern ausgesprochen werden. Hauptsache ist, dass sie mich gern hat, Tag und Nacht an mich denkt und, dass sie dir so gut gefällt.»

«Vollkommen verrückt!» flüsterte die Mutter. «Du armer Bub.»

Wenn der Föhn drückt und die Wut ausbricht

Wenn die Tage länger werden, die Sonne mit ihrer Kraft dem Schnee zu Leibe rückt, Blumen spriessen, die Blätter aus den Zweigen schlüpfen, bricht die Hoffnung auf und ein neues Lebensgefühl. Noch immer hindern kalte Nächte die Natur, sich mächtig auszutoben. Erst wenn der Föhn die Wolken vom Himmel fegt, mit Macht ins Tal braust, die Berge in die Nähe rückt und seine ganze Gewalt gegen die Herrschaft des Winters in den Kampf wirft, kann der Frühling mit seiner Pracht Einzug halten.

Er ist der mächtigste Verbündete der prunkenden Jahreszeit, zaubert ein sattes Grün an die Hänge, die vor Tagen noch mit Schnee bedeckt waren, lockt die Knospen hervor, drückt auf den Rauch in den Kaminen und auch auf den Nacken und den Kopf empfindsamer Menschen. Wenn der Föhn-druck auf dem Bühl lastet, geht Johann mit halbgeschlossenen Augen umher, schmeckt ihm die Pfeife nicht und die Suppe, hilft kein Kopfwepulver und kein Schnaps, ist ihm der Tag zu lang und fürchtet er die Nacht. Wenn er dazu noch schriftliche Arbeiten auf dem Tisch ausgebreitet hat, fliehen Mutter, Sohn und Tochter. Die Zahlen tanzen vor seinen Augen, die Buchstaben

laufen davon und was er sucht, das findet er nicht.

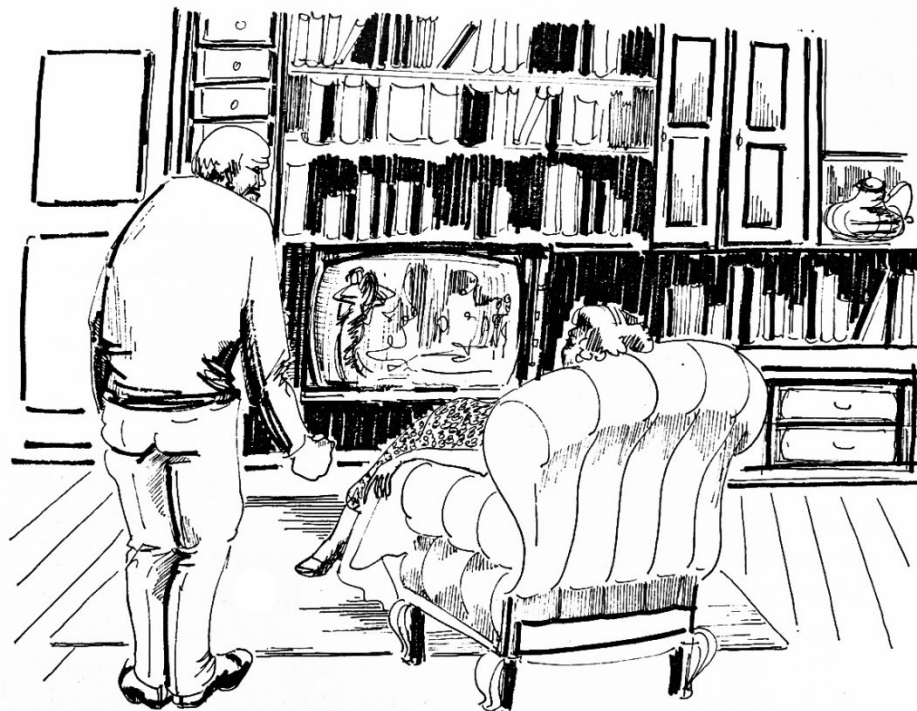
Gegen Ende eines solchen Tages sitzt er mit der Feder in der Hand und starrt zum Fenster hinaus. Nun muss er noch wegräumen, weil das Nachtessen aufgetischt werden soll. Rauchwürste und Sauerkraut, jetzt, da ihn der Magen drückt. Nur mühsam beherrscht er sich, die Frau nicht anzufahren, die mit den Tellern kommt. Käthi soll den Plunder und den Kram ins Reine bringen. «Wo ist Käthi», ruft er, «sie sollte doch um diese Zeit daheim sein!» «Sie wird jeden Augenblick kommen», meint die Mutter und schöpft Suppe. Er steht wieder von seinem Stuhl auf, geht ans Fenster, sucht mit seinen Blicken den Weg ab. Dann wühlt er mit Messer und Gabel im Sauerkraut. «Das Schweinefutter ist auch nicht gekommen», schimpft er, «verdammte Schlamperei!» Vreni versucht, einen heiteren Ton anzuschlagen, kann aber damit nicht eine einzige Runzel aus Vaters Stirne verjagen. Toni steht als erster vom Tisch auf und sagt: «Morgen mag der Biswind Meister, dann ist wieder bessere Luft», geht breitbeinig aus der Stube und zum Stall hinüber. Vreni räumt ab, will vom Radio den Wetterbericht hören, nur Käthis Teller bleibt auf dem Tisch.

«Nimmt mich nur wunder, wann das Fräulein zum Essen kommt», spricht der Vater und grübelt in seiner Pfeife, «hat doch einen Arbeitsvertrag mit genau geregelter Zeit. Dreimal in der Woche Überstunden.» «Du übertreibst ein wenig», wagt die Mutter einzuwenden, «aber ich muss schon sagen, das ist keine Manier, Käthi am Abend so lange im Büro zu behalten. Dieser Dr. Friedrich nimmt gar keine Rücksicht.» Johann sinnt vor sich her und brummt: «Bin immer dagegen gewesen, schon da sie in die Stadtschule wollte und erst recht, dass sie für diesen Schlaufuchs arbeitet. Aber auf mich hört man nicht. So etwas wird unter dem Weibervolk ausgemacht und dann hat man den Dreck.»

Immer mehr steigert sich der Mann in die Wut hinein. Die Nacht schleicht herzu. Johann holt wieder die Papiere und wirft sie auf den Tisch, beginnt zu schreiben und zu zählen. Kein Laut ist zu vernehmen. Allein sitzt er und grübelt. Und plötzlich wirft er

den Stift weg, steht auf und ruft: «Jetzt habe ich genug. Jetzt wird Ordnung gemacht!» Er geht in die Kammer, wirft den Liserer auf die Bettdecke, sucht ein paar Hosen und ein Hemd. «Um Himmels Willen», sagt die Mutter erschrocken, «was willst du denn jetzt. Es ist schon dunkel», aber sie holt ihm den Tschopen, die besseren Schuhe und hilft.

die Treppe hinauf. Er kommt zwei Tritte hinterher und schreitet durch den Vorraum und in das Halbdunkel hinein vor den Flimmerkasten, sieht eine Frau in den Polsterstuhl versunken. Diese erhebt sich verwundert, legt ihre Zigarette in den Aschenbecher und kommt näher. «Ob der Herr zuhause sei, möchte ich wissen», herrscht er sie an.



Vor dem Flimmerkasten sitzt eine Dame im Polsterstuhl.

«Wenn sie auf dem Weg ist, bringe ich sie heim», ruft er beim Hinausgehen, «sonst gibts Blitz und Donner!» Mit Ächzen und Krachen geht die Türe zur Garage auf, summt der Anlasser, kratzen die Gänge, ruckt der Wagen auf den Vorplatz, leuchten die Scheinwerfer auf und schwenken auf die Brücke zu. Den Berg hinab wird sein Kopf nicht kühler. Im Dorf fliehen Hund und Katz. Auf dem kleinen Platz vor dem herrschaftlichen Haus wirft er mit Schwung die Wagentüre zu, sieht im zweiten Stock die Fenster hell erleuchtet. Energisch und ergiebig drückt er auf den Klingelknopf neben der Haustüre, wartet, bis die Köchin kommt und fragt: «Ist der Herr daheim? Ich habe mit ihm zu reden.» Höflich stellt die Frau die Frage: «Sind Sie angemeldet?» «Ist er daheim?» wiederholt Johann. «Warten Sie einen Moment», nickt die Köchin und geht

Die Frau ist etwas benommen. Soeben hat sie auf dem Bildschirm eine mollige Liebesszene verfolgt und nun steht dieser grosse Mann vor ihr. «Wie kommen Sie herein? Wer sind Sie? Zu dieser späten Stunde?» «Ob er da ist, habe ich gefragt», wiederholt Johann. Diese herrische Art erschreckt die Dame, sie geht auf die Türe zu und fragt: «Wen darf ich melden? Wollen Sie inzwischen Platz nehmen?» «Ich bin Käthis Vater», trumpft Johann auf, «und will jetzt mit ihm reden.»

In diesem abgedämpften Licht steht der Bauer vom Bühl mit seinem Föhndruck und einer Wut im Bauch, sieht, wie sich das Liebespaar auf dem Bildschirm aus der Umarmung löst, hört einen Knall. Der Liebhaber sinkt zu Boden, aus seiner Schläfe sickert Blut. Kaum hat sich schreiend und jammernd die Geliebte über ihn geworfen,

kommt Herr Friedrich herein, freundlich, jovial, gewandt begrüsst er den späten Besucher, redet von Überraschung und seiner Freude, ihn kennen zu lernen, löscht mit einem Knopfdruck das Gejammer und den blutenden Ermordeten aus und bittet, zu ihm in die Bibliothek hinüber zu kommen.

Dort weist er auf einen Stuhl und erkundigt sich, ob er eine Erfrischung auf-tischen dürfe. Johann bleibt stehen und will wissen: «Ist meine Tochter da?»

Herr Friedrich zögert: «Ich weiss nicht», hält die Hand ans Ohr und lauscht, «doch, ich glaube ja. Ich höre sie tippen. Das wundert mich, nach meiner Meinung sollte sie mit dieser Arbeit längst fertig sein. Warum?»

«Weil ich nicht mehr dulde, dass meine Tochter dreimal in der Woche Überstunden macht. Damit ist jetzt Schluss, Herr Doktor!» und unterstreicht seine Worte mit erhobener Faust. Der Rechtsanwalt lehnt sich an einen Tisch, der mit Büchern und Schriften überladen ist und äussert sich mit fester Stimme: «Das ist eine Anschuldigung, die den Tatsachen nicht entspricht. Dabei vergessen Sie, dass ich die seltenen Male, da ich Ihre Tochter hierbehalte, jede Stunde sehr gut bezahle. Und schliesslich hat sie auch bei mir allerhand gelernt.» Johann spürt, wie ihm diese polierten Worte den Zorn besänftigen. Darum trumpft er nochmals auf: «Viel gelernt, das kann man sagen, auch im Kampf mit Ihrem Sohn!»

Herr Friedrich weicht zurück, als ob er einen Schlag ins Gesicht bekommen hätte, hebt die Brauen bis weit in die Stirne hinauf und redet in vertrautem Ton: «Guter Mann, das trifft mich hart, daran erinnert zu werden. Das Leben gehorcht unergründlichen Gesetzen. Wir können wohl die Lebensgefährtin nach unserem Willen wählen, die Söhne aber nicht. Seien Sie glücklich, dass Sie eine so liebenswerte, treue und tüchtige Tochter haben, sie überrascht mich immer, sie hat eine unbeirr-bare Gesinnung, die Ihnen alle Ehre macht.»

«Und wo ist sie jetzt?» fragt Johann finst-er. «Sehen Sie, guter Herr», beginnt Herr Friedrich zu erklären, «das ist immer diese leidige Sache in unserem Beruf. Wir kämpfen ständig mit Terminen.» Johann unterbricht ihn brüsk: «Ich will, dass sie augen-

blicklich mit heimkommt.» Ohne die Ruhe zu verlieren sagt der Rechtsanwalt: «Bitte, wenn sie noch nicht soweit ist, den Rest kann sie auch morgen in die Maschine schreiben. Auf Ihren Wunsch hin hole ich sie sofort. Viel lieber aber wäre mir, wenn ich Sie zu einem Glas Wein einladen dürfte. Ich habe einen prachtvollen Burgunder im Keller, einen reifen, schönen Jahrgang, den Sie selten vorgesetzt bekommen.» Mit finst-erem Blick lehnt Johann ab: «Ich will jetzt mit ihr heimfahren und dafür sorgen, dass diese verdammte Nacharbeit aufhört.»

Ungern fügt sich Herr Friedrich diesem eisernen Willen und wendet sich der Türe zu. Johann dicht hinter ihm, schreiten sie über die Teppiche und die Stiege hinab, treten in das Büro, durchlaufen ein zweites und finden Käthi, wie es eben in den Mantel schlüpft. Mit offenem Mund, vor Staunen nicht der Rede fähig, starrt es auf seinen Vater, der wie eine drohende Gestalt hinter dem Patron steht. Nur einen Augenblick verharret es in dieser Starre, dann sagt es höflich: «Herr Doktor, ich habe Ihnen soeben die Akten zur Unterschrift auf das Pult gelegt.» Der wackere Bauer hätte sich gerne umgeschaut, den Arbeitsplatz seiner Tochter näher in Augenschein genommen, er bezwingt seine Neugierde und befiehlt: «Komm jetzt!»

Mit höflichen Worten verabschiedet es sich von seinem Chef und verlässt als erste das Büro. Herr Friedrich schaut zu, wie sie einsteigen, wie der Wagen wendet und davonfährt.

Die Finger um das Steuerrad gepresst, fährt Johann schweigend durch das Dorf. Erst in den Kurven am Berg berichtet er, wie er dem Schlaufuchs heimgezündet und ein für allemal diese verfluchten Überstunden abgestellt habe. Käthi hört ihm gespannt zu. Dann kuschelt es sich an ihn und sagt: «Ich bin dir ja so dankbar, Vater, jetzt weiss ich endlich, dass der Abend mir gehört. Jetzt kann ich auch mit Gertrud oder mit sonst wem eine Verabredung einhalten.»

Wankelmütig

Ein Regen, wie er so gegen Ende Sommer ergiebig und dauerhaft herniederfallen kann und schon am Nachmittag das Dorf

eindämmert. Mit einem gelben Regenschutz und einer Kapuze nach dem Modell der Hochseefischer fährt Käthi auf seinem Motorrad durch das Dorf an springenden und platschenden Kindern vorbei, neben dem «Sternen» die Gasse hinauf und direkt vor die Kupferschmiede. Unter dem Dach, wo früher die Pferde beschlagen wurden, schlüpft es aus dem nassen Zeug und tritt in die Werkstatt ein.

Drei Wasserspeier gähnen ihm entgegen. Am vierten töpperlet und hämmert Stefan, sieht und hört nichts, bis ein Schatten auf seine Arbeit fällt und er die Worte vernimmt: «Also bei dir kann man das Gruseln lernen. Die fürchterlichen Drachen jagen mir den kalten Schauer über den Rücken.»

Erstaunt schaut Stefan in das lachende Mädchengesicht und fragt: «Wie kommst du daher?» «Unter dem Regen durch», lacht es, «und nicht nur, weil ich dir einmal bei der Arbeit zuschauen will.» An Ärmeln und Hosen seine Hände abwischen, schaut er immer noch verwundert das Mädchen an und stellt fest: «Deine Schuhe und Strümpfe sind ja platschnass», und geht, um Türe und Fenster zu schliessen, «nur einen Augenblick, bis ich einigermassen sauber bin.» «Mach dir keine Mühe», ruft es ihm nach, «ich geh gleich wieder. Wie lange streichelst und polierst du diese vier Ungeheuer noch. Die müssen dich bis in den Schlaf und Traum verfolgen.» Zurückkommend wehrt er ab: «Durch meine Träume purzeln keine Drachen, dort taucht nur ein Mädchen auf, ein liebes, das dir aufs Haar ähnlich sieht und manchmal bleibt es bei mir, bis ich erwache.» «Wahrscheinlich das Gespenst vom Hohlweg mit den Zahnlücken und einer Warze auf der Nase», höhnt Käthi. Stefans Miene verdüstert sich. Mit rauhem Ton befiehlt er: «Du stehst mir nicht mehr länger auf dem kalten Boden. Jetzt kommst du mit mir in die Stube hinauf.» «Nein», trotz Käthi, «ich habe geschäftlich mit dir zu reden.» «Geschäftlich oder lieblich kommt jetzt in zweiter Reihe», damit greift er nach Käthis Arm und schiebt es vor sich her.

Da gibt es keine Widerrede und kein Ausschlüpfen, auf der steilen engen Stiege, die von der Werkstatt ins Haus hinaufführt, wäre dies lebensgefährlich. Er führte das

Mädchen so achtsam und behutsam hinauf, dass sie, ohne ein Wort zu sprechen, für das Erklettern dieser Stufen nahezu eine Viertelstunde brauchen.

Von den Wänden der Küche schimmert Kupfer, blitzblank poliert, Modelle für Gugelhupf und Kuchen, Pfännchen aller Grössen und merkwürdige Geräte, die längst nicht mehr gebraucht werden. Im Bestaunen dieser Antiquitäten findet Käthi Zeit, seine Frisur wieder in Ordnung zu bringen, die Falten seines Kleides zu glätten. «Mutter», ruft Stefan, «Mutter, ich bringe dir Besuch!» Aus dem obern Stockwerk ist ein Poltern zu vernehmen, ein Rumoren. Die Türe zu Mutters grossem Schlafzimmer und jene zur Stube sind halboffen. Käthi sieht ein Bett, auf dem die Kissen, die blaukarierter Decke hübsch zurechtgemacht prunken, sieht in der Stube den Ofen, dessen grüne Kacheln von einem hellen bemalten Fries eingerahmt sind, den Boden, der trotz des trüben Lichtes seinen Glanz schimmern lässt.

Nun sind Schritte zu vernehmen, ausgelatschte Finken kommen die Stufen hinab, eine verflochte, gestreifte Putzschürze ist zu sehen und zuletzt auch ein Gesicht, ein Kopftuch mit einem Knoten obenauf. Nicht sehr freundlich zuerst, dann erstaunt schaut die Mutter auf die beiden, die nebeneinander im Gang stehen, reicht ihre Hand, findet kaum Worte der Begrüssung, so sehr ist sie verärgert, dass sie in diesem Aufzug überrascht wird: «Also, mit dir habe ich doch die liebe Not», sagt sie zu ihrem Sohn, «freue mich auf den Tag, da Fräulein Käthi kommt, und du bringst sie mitten in die Putzeten hinein. Für die Hausarbeit hast du doch nicht ein Brösmeli Verstand.» Mit diesen Worten geleitet sie die beiden in die Stube, rückt die Stühle zurecht, «jetzt müsst Ihr Euch etwas gedulden, bis ich einigermassen menschenwürdig aussehe.»

Kaum ist sie hinter der Kammertüre verschwunden, zwinkert Stefan und meint: «Nicht die Arbeit hat ihr die Röte in die Wangen getrieben, es ist die Freude, dass du gekommen bist!» Und Käthi protestiert: «Ich wollte nicht hier heraufkommen. Ich habe mich dagegen gewehrt, muss ja ohnehin gleich wieder heimfahren.» «Hast du nicht gesagt, du habest heute deinen freien

Tag», fragt er, «aus Mutters Händen kommst du nicht so schnell wieder fort. Ein Glück, dass sie mir hilft, dich zurückzuhalten.» «Ich bin doch nur hergekommen, um dir zu sagen, du sollst meinem Vater den alten Brennhaufen flicken. Wir haben ihn lange nicht mehr gebraucht. Jetzt aber will der Vater wieder Eigenbrand machen. Bei uns im Bühl kann der Bund nicht durch jedes Fenster hereinschauen.»

Wenn die Mutter aufgeregt den Kleiderschrank durchstöbert und meint, die beiden warten ungeduldig auf ihr Erscheinen, täuscht sie sich. Auch wenn sie eine Stunde oder zwei gebraucht hätte, um sich herauszuputzen, den beiden wäre es nicht langweilig geworden, das Spiel der Augen und der Hände lässt jede Zeit vergessen und wird nicht müde. Sie hören keine Geräusche aus der Kammer, auch jene aus der Küche nicht und sind erstaunt, da die Mutter mit Kanne und Zuckerwürfeln, mit Gebäck und Tellern daherkommt, ein besticktes Tuch über den Tisch ausbreitet und flink Kaffee einschenkt. Und flott frisiert hat sie sich in dieser kurzen Zeit, auch die feine Goldkette mit dem emaillierten Anhänger um den Hals und ein Kleid angezogen, das Stefan nur selten zu sehen bekommt, setzt sich gemütlich an den Tisch, sorgt dafür, dass getrunken und geknappert wird, jammert noch einmal wegen der Putzete und berichtet: «Das Haus ist für uns viel zu gross. Ich konnte mich aber nicht entschliessen, Mietsleute hereinzunehmen, wenn Veronika mit ihren Kindern in den Ferien kommen will oder Agatha mit ihrem Mann. Emil taucht auch unvermutet auf, wenn er einen freien Tag hat, von Zürich her ist es nicht weit, dann ist die Zweizimmerwohnung zu oberst, die früher eine Tante bewohnt hat, muss auch von Zeit zu Zeit gründlich ausgefegt werden. Diese Wohnung gebe ich nicht her. Die passt mir gut, dort schlüpfte ich einmal hinein, wenn hier eine junge Frau das Regiment übernimmt. Bin nicht ab der Welt und komme doch niemand in die Quere. Man kann ja nicht wissen, vielleicht bringt Stefan eine Frau, die ihre Schwiegermutter nur auf Distanz gelten lassen will. Ich bin dann in meinem Juhee versorgt und eingeschlossen und höre doch das Hämmern aus der Schmiede.»

Mit eifrigem Nicken pflichtet Käthi ihr bei: «Sie haben schon recht, bei dem wankelmütigen Charakter Stefans kann man wirklich nicht mit Sicherheit voraussagen, wen er zu guter Letzt als Braut heimbringt. Und heutigentags wollen die jungen Frauen ihr Heim nach eigenem Kopf gestalten, scheuen jede Verwandtschaft, wollen mit ihrem Glück allein sein. Ich habe Verständnis für solche Ideen.»

Der Mutter gefallen diese Worte nicht recht. Sie schaut etwas verdutzt auf das Mädchen, das, unbekümmert um diesen ernsten Blick, fortfährt: «Viele wollen auch nicht über einer lärmigen Werkstatt wohnen. Die Nerven der jungen Damen sind schonungsbedürftig, und wenn noch üble Gerüche heraufsteigen, die sich in den Vorhängen und Teppichen verfangen, erscheint es ihnen unmöglich, in einer solchen Wohnung glücklich zu sein.»

Auch Stefans Züge verfinsterten sich, ein Wort hat ihn verletzt, das er nun mit Heftigkeit ausspuckt: «Wankelmütig, hast du gesagt. Wie kommst du auf diesen miesen Charakterzug?» Käthi schaut ihn lächelnd an und will schon besänftigen, jedoch kommt ihm die Mutter zuvor: «Spiel dich nicht auf, mein Sohn! Wenn ich Käthi deine Briefe aus Lothringen vorlesen würde, in denen du mir von dieser und jener holden Jungfrau geschrieben hast, die dein Herz entflamte und ein Loderfeuer entzündete, ein Augustfeuer und für die nächste ein Mittefastenfeuer, Feuerbrände am laufenden Band. Nein, ich an deiner Stelle würde mich schön stillhalten.»

«Hörst du, was deine eigene Mutter spricht», höhnt Käthi, «brauchst dich also nicht mit der Tugend der Beständigkeit zu brüsten. Diese Briefe, sie würden mich sehr interessieren, wären wohl gut zu gebrauchen, um dich näher kennen zu lernen.» Mit der Faust auf den Tisch schlagend erklärt Stefan: «Gut, ich will dir Gelegenheit geben, mich kennen zu lernen. Wir werden, falls du nicht wieder ausweichst, in nächster Zeit so oft und so lange beisammen sein, dass du mich bis ins Allerinnerste durchleuchten kannst. Aber bitte, nicht mit faulen Ausreden davonhüpfen, nach der Probe um die Ecke verschwinden, keine Zeit haben,

abtelefonieren, weil dein Chef dich nicht gehen lassen will.»

Unterdessen hat die Mutter das Mienenspiel der beiden mit Besorgnis verfolgt und beginnt nun zu sprechen: «Also so schlimm ist es nun auch wieder nicht. Wäre nicht zu begreifen, ein junger Mann mit offenen Augen, stark und unternehmungslustig, wenn er an der Welt wie ein Mönch vorbeilaufen würde. Er hat bis jetzt nur nicht gefunden, was ihn für ein ganzes Leben hätte glücklich machen können. Ist nicht der Einzige, der bedächtig sucht, bis er den Schatz im Acker findet. Aber ich glaube schon, wenn er ihn gefunden hat, hält er ihn mit beiden Händen fest und lässt ihn nicht mehr los.»

«Sie sind eine gute Mutter», sagt Käthi lieb, «Sie sagen die Wahrheit und nehmen ihren Sohn in Schutz. Bei Ihnen, so glaube ich, kann man Vertrauen und Wärme finden mitten in dieser kalten Welt. Wenn ich im Büro die Protokolle der Ehescheidungen schreiben muss, die gehässigen Aussagen von Frau und Mann, die sich vielleicht vor wenigen Jahren Treue geschworen haben, dann sehe ich in eine Welt hinein, der ich den Rücken zukehren will.» Und nach einigen Augenblicken der Stille: «Jetzt aber brauche ich eine bündige, klare Antwort von dir, willst du oder willst du nicht, und wann?» Mutter Magdalena wundert sich über die plötzliche Veränderung in Käthis Stimme. Ihr Sohn horcht auf und schaut verdutzt über den Tisch. «Ich muss meinen Leuten daheim Bescheid geben», spricht das Mädchen weiter, «wenn du den Brennhafen nicht flicken willst, müssen wir einen andern suchen, der uns die Arbeit macht.»

Die Regenwolken waren unterdessen in andere Gegenden verzogen, liessen dort ihren Segen fallen. Eine bleiche Sonne warf auf Wald und Matte helle Flecken. Auch aus der Stube war das Dimmerlicht gewichen. «Ob ich kommen will, das ist doch keine Frage!» ruft Stefan, «sofort oder noch schneller.» Die Mutter aber hält ihn zurück und fragt: «Wann braucht Ihr die Brenne- rei, doch wohl erst im Herbst? Jetzt ist Käthi kaum recht an den Tisch gesessen.» «Mein Vater ist ein Stürmi. Wenn er etwas in die Hand nimmt, soll's schon gemacht und in Ordnung sein», sagt das Mädchen, «am liebsten nähme ich dich gleich mit.»

«Ich auch», trumpft er auf und will schon gehen. Aber so schnell lässt sich die Mutter nicht überrumpeln, lässt sich die Freude nicht nehmen, noch ein wenig mit Käthi zu plaudern, dies und jenes zu zeigen, einen schönen Halsschmuck, den ihr Stefan aus Lothringen geschickt hat, eigene Handarbeit, Email auf Kupfer, den sie in einer Schatulle aufbewahrt, die mit blauem Samt ausgepolstert ist. Spricht von allen Zeichen der Liebe, die sie von ihm erhalten hat, bis sich die Sonne hinter die Wolken verkriecht. Da die ersten Regentropfen wieder fallen, besteigen die beiden ihre Räder und fahren hinauf gegen das Bühl, voraus der weithin sichtbare gelbe Regenschutz und die Fischerkapuze.

Wie ein Schmerz das Herz durchschneidet

Jeden Sommer verspürte Herr Roman eine unbezwingliche Wanderlust. Das Haus im Vorspann wurde ihm zu eng und das geliebte Tal begann ihn zu bedrücken. Wohl fand er für Stunden Ruhe, wenn er die Notenblätter und die Geige zur Hand nahm und im Klang der Melodien in die unendlichen Weiten und Höhen gehoben wurde. Dann aber konnte er seine Sehnsucht nach guter Musik nicht mehr bändigen. Ein Abendkonzert in einem Schlosshof oder im Garten eines schönen Herrschaftshauses lockte ihn, bis er mit dem Violinkasten unter dem Arm verreiste, um seine Musikfreunde zu besuchen. Gerne hätte er Gertrud mitgenommen, wollte aber das einsame Haus nicht so lange ohne Wächter zurücklassen.

Der Sommer, der mit heissen Tagen nach kalten Regenwochen hereinbrach, wurde von empfindsamen Menschen als schwere Last empfunden. Im Haus des Rechtsanwalts wurden seit Tagen die Türen nur sanft zugeschoben. Die Köchin lief auf Zehenspitzen über die Teppiche, eilte mit dem Eisbeutel jede halbe Stunde in das Schlafzimmer zu Frau Dominika, beruhigte das Seufzen, beschwichtigte das Stöhnen. Was mit einer üblichen Migräne begonnen hatte, wurde zu einer ernstesten Krankheit. Der Hausarzt kam gegen Ende der Woche zweimal am Tag, brachte am Sonntag einen Spezialisten mit, der die Überführung in ei-

ne Klinik anordnete und von drohender Lebensgefahr sprach.

Die drei Doktoren berieten sich im Flüsterton im Salon, waren bereit, den unaufschiebbaren Transport in die Wege zu leiten und für alle Vorsicht und Schonung zu sorgen. Frau Dominika war jedoch den dringlichen Vorschlägen nicht zugänglich. Mit schwachen, aber sehr bestimmten Worten erklärte sie, ihr Haus, ihr Heim, ihr Bett nicht verlassen zu wollen. Sie erahne den drohenden Tod, der durch diese Fahrt im Krankenwagen nur beschleunigt werde, wenn sie schon sterben müsse, wolle sie in den Armen ihres Mannes sterben und die letzten Augenblicke ihres Lebens zusammen mit ihm verbringen.

Wieder besprachen sich die drei Gelehrten. Der Spezialist machte den Vorschlag, die Kranke in der Betäubung einer Spritze fortzubringen, was ihr natürlich vielleicht schaden könnte. Herr Dr. Friedrich erklärte, ihr Wille sei zu respektieren. Er lasse nicht zu, dass sie ohne ihr Einverständnis fortgeschafft werde. Der herbeigerufene Arzt verabschiedete sich mit Bedauern und erklärte sich bereit, jederzeit, zu jeder Tag- oder Nachtstunde zu kommen. Im Moment aber sei seine Gegenwart nicht mehr von Nutzen, er möchte nur betont haben, dass die Patientin unter ständiger Überwachung einer tüchtigen Pflegerin bleiben müsse.

Nun begann das hastige Suchen nach einer Krankenschwester. Die Köchin und der verängstigte Gatte telefonierten abwechselungsweise in alle Richtungen, an Kliniken und Spitäler ohne Erfolg. Ein Strassenunfall mit vielen Verwundeten blockierte für diese Nacht das gesamte Spitalpersonal. Während der Ferienzeit sei ohnehin jede Pflegerin unabkömmlich und wie die Auskünfte alle hiessen. Der Arzt, der gegen Abend wieder das Krankenzimmer betrat, verwunderte sich nicht über den Bescheid. Auch er habe versucht, jemanden zu finden, vorläufig bleibe er da, man solle die Bemühungen fortsetzen.

Indessen lag Frau Dominika unruhig in ihren Kissen. Ihr Puls schlug heftig und rasch, setzte wieder aus. Herzschmerzen quälten sie und Atemnot. Plötzlich schlug sich der Arzt an die Stirne, erhob sich lautlos, schlich aus dem Zimmer, suchte den

Rechtsanwalt und sagte: «Jetzt ist mir tatsächlich ein Gedanke gekommen. Romans Tochter im Vorspann, das weiss kein Mensch, sie ist ausgebildete Krankenschwester. Ich habe das zufällig entdeckt. Sie hat ihren Vater während einer schweren Krise vorzüglich betreut. Ich weiss, sie will nicht. Ich werde ihr anrufen, vielleicht kann ich sie überreden, weil es hier um Leben und Tod geht.» Herr Friedrich geleitete den Arzt in sein Büro, damit er ungestört telefonieren konnte.

Noch am selben Abend kam Gertrud in das Haus des Rechtsanwalts, liess die stürmische Begrüssung über sich ergehen, trug ihre Handtasche ins Gästezimmer, entnahm ihr eine weisse Schürze, band ein helles Seidentuch über ihr Haar und schritt ruhig ins Krankenzimmer. Auch dort wurden nicht viele Worte gewechselt, sie kontrollierte den Puls, setzte sich ans Bett und versuchte die Patientin zu beruhigen. Nach einer Stunde erkundigte sie sich bei der Köchin, wo sich der Telefonapparat befinde, stellte mit dem Arzt eine Verbindung her. Nach kurzem Gespräch kam sie zurück und verschwand wieder im Krankenzimmer. Sobald die Kranke Gertruds Hand auf ihrer Stirne fühlte, schlug sie die Augen auf und hauchte: «Danke!»

Das herrschaftliche Haus im wohlgepflegten Garten wurde in den nächsten Tagen ein Haus der Ängste. Die Beklemmung, unter der die Patientin litt, übertrug sich auf alle Bewohner. Der Besuch der Ärzte brachte keine Erleichterung. Wohl erlaubte sich die Privatsekretärin des Chefs einige abfällige Bemerkungen über die dauernd wechselnden Krankheiten der Dame, aber auch sie konnte sich der Bedrückung nicht entziehen.

Käthi ordnete zerstreut die vorliegenden Akten, achtete auf jeden Laut und Tritt und setzte sich wieder pflichtgemäss an die Schreibmaschine, ärgerte sich über die vielen Tippfehler und schaute sinnend zum Fenster hinaus. Sie schaute über einen Giebel auf die Kirche, von der sie nur den obersten Teil der Mauer und das Dach sehen konnte. Dort erkannte sie das Ende einer Leiter, die schwankend aufgerichtet wurde und an den Dachrand gelehnt. Nach einiger Zeit tauchte ein Kopf auf, ein Mann

stieg bis zu den letzten Sprossen empor, befestigte ein Seil, an dem ein urförmiges Gebilde hing.

Aus dieser Entfernung konnte Käthi die Gestalt nur undeutlich erkennen. Die Schreibmaschine blieb stumm. Das Mädchen eilte ans Fenster. Auch dort konnte es die Lage nicht besser überblicken, weil der Hausgiebel die Kirchenwand verdeckte. «Er wird doch nicht den Wasserspeier von einer Leiter aus anbringen wollen», dachte es, «das ist ja vollkommen verrückt. Da muss doch zuerst ein Gerüst her.» Käthi bedeckte

wie es mit seinem ganzen Wesen an diesen lieben Menschen gebunden war, versank die Welt in einen trüben, grauen Schlund, füllten sich seine Augen mit Tränen und rannen über die bleichen Wangen. Bis ein Gedanke ihm die Kraft gab, aufzustehen, wieder hinüber zu blicken.

Mann und Leiter blieben verschwunden. In drei Sprüngen gelangte es zur Türe, wollte hinaufrennen, da kam ihm in den Sinn, dass Frau Dominika im Sterben lag. Vorsichtig und leise setzte es seine Füße, schlich den Korridor entlang, vorbei am



Käthi bedeckte seine Augen mit beiden Händen und wagte nicht mehr hinzuschauen.

die Augen mit beiden Händen. Das wäre ihm zuzutrauen, so ein Leichtsinn. Tatsächlich, es erkannte ihn an seinen Bewegungen, das war Stefan, der in dieser Höhe um den Dachrand turnte.

Das Mädchen wagte nicht mehr hinzuschauen. Es rief alle Engel des Himmels an, den heiligen Stefan, der gesteinigt worden ist und die Nothelfer. Da es wieder aufblickte und hinschaute, sah es, wie die Leiter schwankte, umkippte und der Mann verschwunden war.

Auf einen Stuhl gesunken, erwartete es einen Schrei zu hören, Rufe, Getrampel von Schuhen. Es fühlte nur einen Schmerz in der Brust, ein Weh, das sich überallhin ausbreitete, war nicht fähig, ein Glied zu rühren. In diesem Augenblick wusste es, was es durch diesen Tod verloren hatte, wusste,

Krankenzimmer, aus dem kein Laut zu hören war, öffnete die Türe zur Küche, um dort vom Fenster aus auf die Kirche zu schauen. Fassungslos starrte es hinüber, wohl sah es die obere Hälfte des Kirchenfensters, aber keine Leiter und auch Stefan nicht. Vom Kirchenplatz her ertönen Rufe, eilige Schritte von groben Männerschuhen. Auch eine Frauenstimme mischt sich ein. Kein Wort war zu verstehen.

Eine weisse Gestalt trat herein. Käthi sah sie nicht. Am offenen Fenster lauschte es auf jeden Ton. Eine Stimme weckte es aus dieser Angst, Gertrud, die ruhig zu ihm sprach: «Du bist bleich, ist dir nicht gut. Komm zeig, wie du aussiehst, zum Erschrecken.» Käthi schlang seine beiden Arme um Gertruds Hals und weinte. Schluchzen erschütterte den Körper des Mädchens, das

mit aller Kraft seine Freundin umfassen hielt. Gertruds Hand strich sanft über das Haar, das in wilden Locken ihre Schultern bedeckte. Ohne zu sprechen, ohne einen Laut nahm die Freundin diesen Schmerz entgegen, nur darauf bedacht, in stummer Teilnahme zu helfen.

Die Wache im Krankenzimmer und im ausgeraubten Haus

Auch Gertrud musste in diesem Haus einen jähen Schreck erleben und eine Angst überwinden. Die Patientin lag kraftlos in ihren Kissen, nicht imstande, den Kopf zu heben, kaum fähig, die sorgsamsten Verrichtungen zu ertragen, die ihr die Pflegerin angedeihen liess. Aber der Puls wurde kräftiger und gleichmässiger. Sie versank in einen unruhigen Schlummer, der sich nach und nach beruhigte. Gertrud konnte sich sogar für eine kurze Stunde zur Ruhe legen, langentbehrten Schlaf nachholen.

Die Köchin weckte sie, es sei ein Mann am Telefon, der sie dringlich zu sprechen wünsche. Sie habe ihn auf später vertrösten wollen, er aber habe sie jetzt sofort zu sprechen verlangt.

Gertrud, aus tiefem Schlaf aufgeschreckt, versäumte nicht, zuerst den Puls der Kranken abzutasten, dann eilte sie ans Telefon.

Dort vernahm sie die Stimme des Sohnes vom Breitgaden, der ihr in hastigen Worten mitteilte, es sei im Vorspann eingebrochen worden. Er habe in der Nähe Heu aufgeladen und dabei bemerkt, dass die Haustüre einen Spalt breit offen sei. Er habe hineingeschaut und Mauerdreck auf der Stiege entdeckt. Dann sei er hinaufgegangen und habe ein grosses Loch in der Mauer gefunden.

«Hast du die Polizei benachrichtigt?» fragte Gertrud in beherrschtem Ton und hörte den jungen Bauern antworten: «Nein, du musst zuerst kommen. Ich hole dich mit dem Auto. Wir fahren bis zu uns hinauf, dann kannst du von hier mit dem Schilter bis nahe vor das Haus fahren.» «Danke dir, das ist ein guter Vorschlag», sagte Gertrud, «aber jetzt kann ich nicht sofort hier weg. Ich muss zuerst auf den Arzt warten. Darf ich dir Bericht geben, kannst du dann noch mit dem Auto kommen?» «Selbstverständ-

lich», ertönte die helle Stimme, «mein Vater ist jetzt hinübergegangen, um die Türe zuzusperren.»

Am späten Abend erst konnte Gertrud die Kranke verlassen und ins Vorspann hinauffahren. Sie fand die Haustüre gut verschlossen. Der Bauer vom Breitgaden erklärte ihr seine Kunst, ein Tor zu verrammeln, und wie die Türe geöffnet werden könne. Nach seinen Aussagen hatte er das ganze Haus untersucht und nur festgestellt, dass der Tresor aus der Mauerwand herausgebrochen und entfernt worden war. Was sonst noch gestohlen wurde, könne er nicht wissen. Er wich nicht von ihrer Seite, blieb treu wie ein Wächter neben ihr und da sie geschwind in den Keller abhuschen wollte, um zu sehen, ob die Weinflaschen noch alle vorhanden seien, folgte er ihr die Stiege hinab. Gertrud sprang voraus, beachtete genau, ob sich auch hier Spuren der Untat zeigten, nahm eine Flasche Rotwein und gab sie dem Bauern mit der Frage, ob er nicht die Nächte bis zu ihrer Heimkehr hier verbringen könnte.

Der grosse, starke Mann war sofort einverstanden: «Die Einbrecher werden bestimmt nicht nochmals hierherkommen, sie vermuten jetzt, die Polizei sei ihnen auf den Fersen. Sonst werde ich ihnen den Glust nach fremdem Eigentum schon verderben.»

Mit herzlichem Dank nahm Gertrud von ihrem treuen Verbündeten Abschied: «Ich muss mich leider davonmachen, kann Frau Friedrich nicht zu lange allein lassen, wenn mich ihr Sohn noch im Auto ins Dorf bis zum Polizeiposten bringen kann, will ich mich gerne erkenntlich zeigen.»

Die Leute vom Breitgaden waren wirklich jeden Vertrauens wert. Kein Gerücht war durchgesickert, kein Wort darüber gesprochen worden. Gertrud fand die Polizei ahnungslos und konnte in kurzer Zeit Bericht erstatten.

Auf dem Weg zu Dr. Friedrichs Haus hinauf überlegte sie, ob sie noch diesen Abend nach ihrem Vater fahnden und ihm die böse Nachricht mitteilen soll. Sie wusste nicht genau, wo er sich aufhielt, vermutete, dass er, wie früher auf solchen Reisen, seine Pläne über den Haufen warf und drei, vier Tage unauffindbar blieb.

Warum soll sie ihm die Konzertfreude vergällen, morgen wäre es noch früh genug. Das grosse Bild des flämischen Meisters, das er so sehr liebte, hing ja noch unbeschadet an der Wand, das war ihr in dieser Nacht und am Krankenbett ein Trost.

Schon früh war Gertrud munter und beauftragte Käthi, der Reihe nach alle Telefonnummern anzurufen, die sie auf eine Liste geschrieben hatte. Bei dieser Begegnung erfuhr sie, dass der Kupferschmied weder mit gebrochenen Gliedern im Spital, noch mäuschenstill in einem Sarg lag, sondern frohen Sinnes in seiner Bude werkte.

Schon nach einer Stunde hatte Käthi die richtige Adresse ausfindig gemacht und den Bericht durchgegeben. Herr Roman solle möglichst sofort die Telefonnummer des Rechtsanwalts Dr. Friedrich anrufen.

Dann versorgte Gertrud wieder Frau Doktor mit den vorgeschriebenen Pillen und Spritzen. Ihre Hand zitterte kaum beim Einführen der Nadel in die Vene. Nach ausser in beherrschter Ruhe versah Gertrud ihren Dienst, damit die Patientin sich entspannen konnte. Sie ahnte wohl nicht, wie im Kopf ihrer Pflegerin die Gedanken durcheinander wirbelten und wie sie jeden Augenblick und bang das Summen des Telefons erwartete.

Kurz vor dem Mittagessen meldete Käthi, Herr Roman sei am Apparat. Klopfenden Herzens und möglichst schonungsvoll schilderte Gertrud in knappen Sätzen das böse Ereignis, dann wechselten Fragen und Antworten in eiliger Folge: «Ist dir etwas geschehen?» «Nein, ich war ja nicht daheim. Ich bin an allem schuld, habe hier bei Dr. Friedrich eine Pflege übernommen.» «Warum?» «Weil die Frau im Sterben lag.» «Und wie geht es ihr jetzt?» «Besser.» «Wie stehts im Keller?» «Alles in Ordnung.» «Bist du sicher?» «Ja!» «Und die flämische Madonna?» «Hängt ohne jeden Schaden.» «Was sagt die Polizei?» «Sie sucht und entwickelt eine fieberhafte Tätigkeit.» «Ist dir wirklich nichts geschehen?» «Nicht ein Haar gekrümmt.» «Also ich komme mit der nächsten Verbindung.» «Wenn du direkt hinaufgehst, denk daran, der Breitgadener will jeden umbringen, der in die Nähe kommt.» «Ich fahre ohnehin zuerst zu ihm,

tschau Liebes.» «Ich bleibe also vorläufig noch hier, auf Wiedersehen, Vater.»

Dr. Friedrich, der das Gespräch mitgehört hatte, kam auf Gertrud zu, bot ihr die Hand und sagte mit bewegter Stimme: «Also wegen uns, weil Sie uns in dieser grossen Not geholfen haben, ist Ihnen dies alles geschehen. Wie soll ich Ihnen danken?» Gelassen schaute Gertrud in die tränenfeuchten Augen und sagte: «Wer weiss, vielleicht hätten sie mich umgebracht, wenn ich nicht hier in Sicherheit gewesen wäre. Herr Doktor, wir sind allezeit in Gottes Hand.» Dann ging sie mit festen Schritten die Stiege hinauf, leise den Korridor entlang und trat lautlos in das Krankenzimmer hinein, um die schlummernde Frau nicht zu erschrecken.

Schon am Morgen, bevor das Büro von Dr. Friedrich geöffnet wurde, lehnte ein Mann mit einem Spitzbart an der Gartenmauer, trat aus dem Gebüsch hervor, da Käthi das Haus betreten wollte, kam näher und fragte: «Fräulein Käthi, ist Gertrud wirklich heil und gesund?» «Ja, sind Sie schon zurück, die weite Reise. Kommen Sie herein! Wenn sie nicht schläft, werde ich sie sogleich rufen. Kommen Sie in mein Büro.»

Dort wanderte Herr Roman vom Büchergestell zum Aktenschrank und zurück, rieb sich nervös die Hände, schaute durch das Fenster aufs Kirchendach, setzte sich auf den Drehstuhl, zupfte an seinem Bärtchen, schlug die Beine übereinander und starrte auf seinen wippenden Fuss, sprang auf, da er glaubte, die Schritte seiner Tochter zu vernehmen.

Tatsächlich stand Gertrud in der Tür, aufrecht, kaum eine Spur von Übermüdung, schön, wie er sie immer so sehr liebte. Sie lief auf ihn zu und schloss ihn in ihre Arme. Da er sich endlich von ihr löste, sprach er: «Wenn nur du ohne Schaden geblieben bist, das andere ist nicht so schlimm. Die Einbrecher wollten die Akten, die ich immer verheimlicht habe. Diese sind nun in ihren Händen, ein Unglück für den Mann, dessen Schuld darin erwiesen ist. Wer konnte wissen, dass sie in meinem Tresor liegen. Vielleicht werden wir es erfahren, wenn das Gericht über ihn hereinbricht. Jetzt, da ich weiss, dass du ohne Schaden davongekommen bist, bin ich zufrieden und

gehe zur Polizei, um ihr zu helfen, wenn ich kann.»

«Und mir machst du keinen Vorwurf, Vater?» «Ach, du weisst doch, du hast das gute Herz deiner Mutter. Sie hätte an deiner Stelle gehandelt wie du.» «Du bist ein lieber und treuer Vater», flüsterte Gertrud und küsste ihn herzlich.

Wenn die Besucher ihre Ausweise vorlegen müssen

Wenige Tage darnach tauchten in der Presse Berichte auf, die aus den Schlagzeilen des deutschen Blätterwaldes entnommen waren, Anklagen gegen einen deutschen Minister, der während des Krieges als

ähnlichen Grausamkeiten, wies daraufhin, dass Verbrechen solcher Art nie verjähren. Sie verlangten die sofortige Verhaftung des Ministers, der als Gefeierte an grossen Empfängen teilnehme und im politischen Leben der deutschen Bundesrepublik eine exponierte Stellung einnehme. Dieser Skandal explodierte wie eine Bombe.

Die Fahndung der Polizei nach den Einbrechern im Vorspann hatte längst die Grenze überschritten. Die Versicherungsgesellschaft, bei der Romans Tresor gegen Diebstahl versichert war, suchte ihrerseits Fäden zu entwirren, die mit diesem Einbruch Verbindungen herstellen könnten. Zuerst durchforschten die Polizeimänner Romans Haus und besonders die Art, wie



Die sensationellen Meldungen fanden sogleich grosses Interesse.

Besatzungsoffizier in Holland ungezählte Menschen umbringen und verschleppen liess.

Die schweizerischen Zeitungen brachten diese Meldungen zuerst nur zögernd, dann fast täglich Ergänzungen mit genauen Daten und Beschreibungen, wo die Verhaftungen, die Erschiessungen vorgenommen worden sind. Viele Leser entrüsteten sich, dass nach so langer Zeit Kriegsverbrechen ausgegraben und vor der Öffentlichkeit ausgebreitet werden. Die Sensationspresse brachte Bilder jener Orte, Vergleiche mit

der feuer- und diebessichere Tresor aus der Wand gerissen worden war, den Fluchtweg über die Matte bis zum Wald hinauf, die Pneuspuren auf dem Waldweg, erkundigten sich bei der Bevölkerung, um verdächtige Beobachtungen zu erfahren. Dann kamen Detektive aus der Stadt und solche von der Bundespolizei. Sie alle mussten den stotzigen Hohlweg hinaufklettern, der Romans Abgeschiedenheit längst nicht mehr schützen konnte.

Ein Glück nur, dass Gertrud wieder heimgekehrt war. Mit allen Mitteln und Verspre-

chungen wollte man sie im schönen Herrschaftshaus zurückhalten, sogar der Arzt bedrängte sie mit Bitten. Das Flehen und Jammern der Patientin wollte kein Ende nehmen. Gertrud aber erklärte: «Ich habe mich zu diesem Dienst bereit erklärt, weil mich die Todesgefahr dazu bewogen hat. Nun ist die Kranke aus dem Schlimmsten heraus. Jetzt kann ich gehen.» Und wirklich, im Vorspann war ihre Anwesenheit eine dringliche Notwendigkeit.

Irgendwo an höherer Stelle wurde die Vermutung ausgesprochen, die Unterlagen für die sensationellen Pressemeldungen über das Kriegsverbrechen könnten mit dem Einbruch im Vorspann in Zusammenhang stehen.

Daraufhin wurde in dem stillen Haus ob dem Hohlweg nicht nur nach Fingerabdrü-

Haustüre zu, drückten bescheiden auf den Klingelknopf und wurden von Gertrud freundlich empfangen.

In der Stube bat sie, Platz zu nehmen, fragte, ob die Herren mit einer Erfrischung bedient werden möchten, und ging, um den Vater zu rufen. Herr Roman, bereits daran gewohnt, von solchen Besuchen überrascht zu werden, verzichtete darauf, eine Krawatte umzubinden und die Haare zu kämmen, in seiner Arbeitsjacke kam er in die Stube, begrüßte die Herren, die bequem am Tisch sassen mit ihren Mappen vor sich.

Die ersten höflichen Worte wurden gewechselt. Gertrud brachte Gläser, stellte einen Hocker in die Nähe, nahm die Mappen und legte sie behutsam darauf. Der Herr mit der schimmernden Glatze wollte dies verhindern und bedeutete, es handle sich



Zwei fremde Herren mit dicken Mappen gingen durch das Dorf.

cken und Fusspuren gesucht, auch Herr Roman wurde streng ins Verhör genommen. Die betreffenden Instanzen wollten vorerst davon absehen, ihn nach Bern zu zitieren und zogen es vor, ihn mit einem Besuch zu überraschen.

Zwei Herren stiegen deshalb mühsam, schon am frühen Vormittag den Hohlweg hinauf. Kein kalter Wind zerzauste ihre Haare und kühlte ihre roten Köpfe. Mit der Mappe unter dem Arm kamen sie auf die

um ein sehr vertrauliches Gespräch und er möchte bitten, während den Verhandlungen nicht mehr gestört zu werden. Mit einem Lächeln stellte Roman seine Tochter vor und sagte: «Im Gegenteil, sie wird sich zu uns an den Tisch setzen und Notizen machen. Sie sind zwei und wir sind zwei. Und jetzt bitte ich Sie, mir Ihre amtlichen Ausweise vorzulegen.»

Herr Roman nahm diese gelassen in Empfang und prüfte sie eingehend. Wäh-

reddessen fand Gertrud genügend Zeit, den hellen Rotwein in die Gläser einzuschenken, aus dem Buffet Schreibzeug zu holen und sich damit an den Tisch zu setzen. Auch der blondgelockte entnahm seiner Mappe Stift und Block, der bereits mit Notizen überschrieben war. Den ersten Fragen stellte Herr Roman je eine Gegenfrage: «Und dann?» «Und warum?» «Und weiter?» dann lehnte er sich zurück, schaute sinnend zum Fenster hinaus, ergriff sein Glas, lud die Herren zum Trinken ein und begann mit ernster Stimme zu sprechen: «Ich vertraue Ihnen. Sie kommen in einer heiklen Mission. Ich will Ihnen jede Mühe ersparen und in wenigen Worten die Wahrheit sagen. Meine liebe Frau, Gertruds Mutter, die ich noch heute aus ganzem Herzen verehere, wurde während des Krieges aus Amsterdam verschleppt und ist seither verschollen. Ich habe den Verbrecher, der die Hauptschuld trägt, ausfindig gemacht und Beweise gesammelt, um diese furchtbare Tat zu rächen. Es sind zwei Bündel Akten. Ich habe sie mit unendlicher Mühe und während Jahren zusammengetragen, immer im Gedanken, den deutschen Offizier zur Rechenschaft zu ziehen. Meine Rachepläne haben mein Leben vergiftet. Sie hätten auch die Liebe zu meiner Frau zerstört, der ich auch durch die Gerechtigkeit das Leben nicht mehr wiedergeben konnte. Gertrud hat mich gelehrt, die Liebe zu behüten und auf die Rache zu verzichten. Nur habe ich die Kraft nicht aufgebracht, die Beweise zu vernichten. Sie möchten wissen, ob die Dokumente echt sind und welche Beweiskraft sie haben. Sie sind mir gestohlen worden, aber Kopien davon liegen bei Herrn Dr. Friedrich hier im Dorf mit dem Vermerk, sie nach meinem Tod dem Feuer zu übergeben. Ich werde Ihnen schriftlich eine Vollmacht mitgeben, dass Sie dort in die Akten Einsicht nehmen können.»

Um ein ernstes Wort zu reden

Stefan brachte die reparierten Teile des Brennhafens absichtlich erst gegen Abend ins Bühl. Er musste zweimal fahren und sein Motorrad beladen wie einen Fasnachtswagen. Die Mühe, während der Fahrt das Gleichgewicht auszubalancieren, hielt

ihn nicht davon ab, nach allen Seiten Ausschau zu halten, ob Käthis Töff auftauche.

Nun stand er im Tenn auf Bühl damit beschäftigt, die Teile wieder einzufügen und die Brennerei gebrauchsbereit zu machen. Er beeilte sich nicht. Zuerst versuchte er umständlich, helleres Licht zu installieren, bis Vater Johann die Geduld verlor und zum Nachessen ins Haus hinüber ging. Dann holte er Werkzeug, feilte und schabte am Kupfer herum und sang dazu das neueste Liedchen, das im Trachtenhörli geprobt wurde. Und siehe, seine Berechnung stimmte. Gwundrig, wie Frauen eben sind, kam Käthi durch das halboffene Tor, um zu schauen, wer da so munter singe, trat herzu und fragte: «Was, du bist da? Und ich bin zweimal um deine Schmiede herumgefahren. Mit dir habe ich ein ernstes Wort zu reden.» Stefan blickte von seiner Arbeit auf und meinte leichthin: «Nichts Lieberes als das», da er aber sah, mit welcher bekümmerten Miene das Mädchen vor ihm stand, die Haare vom Fahrtwind noch verstrubbelt, die Lippen aufeinandergepresst, die Leder Schlaufe der Handtasche malträtiertend, änderte er die Tonart und fragte: «Mein Liebes, ist dir ein Leid geschehen?» «Noch mehr als das», brummte Käthi, «nicht dass du mir heimlich verschwindest. Ich gehe jetzt zum Essen hinüber und dann hole ich dich. Du kannst dich gefasst machen», drehte sich um und ging ohne zurückzuschauen hinaus.

Nun wollte die Arbeit erst recht nicht gelingen. Er drehte und wendete seine Gedanken im Kopf herum, erforschte sein Gewissen, ob er vielleicht mit einer ungeschickten Bemerkung solchen Zorn bewirkt habe. Dann wieder rechnete er zurück, wie viele Tage vergangen seien, seitdem er mit Käthi gesprochen habe, durchwühlte die Erinnerungen der letzten Wochen und fand keine Antwort. «Nicht grübeln», sagte er halblaut vor sich her und begann wieder zu singen, das eine, das andere Liedchen und wurde wieder fröhlich dabei. Im Innern aber plagte ihn die Ungeduld, je länger er warten musste. Dann kam erst noch Vater Johann daher, wollte alles genau inspizieren und erproben, langsam gesellte sich auch der Hunger zu seiner Unruhe.

Endlich hörte er Käthis Stimme: «Ich habe dir im Stubli etwas zu essen hergerichtet, wenn ihr dann fertig seid. Lasst es nicht kalt werden.» Das war nun wieder eher freundlicher gesprochen. Stefan bedankte sich und versprach, sofort zu kommen, musste aber Vater Johanns Fragen bis zum letzten Zweifel aushalten, bis er aus dem Tenn gehen, einen Blick auf die Sterne am Himmel werfen, und mit schweren Schritten die Stiege hinauf und ins Haus treten konnte.

Wie Käthi bewerkstelligen konnte, dass für ihn im hinteren Stubli der Tisch gedeckt war, ein kräftiges Nachtessen mit Suppe und Most bereitstand und sich ringsum kein Mensch um sie kümmerte, das blieb für Stefan ein Rätsel. Ein Rätsel auch, wie Käthi sich um ihn sorgte, gutgelaunt und fröhlich ihn aufforderte, seinen Teller nochmals zu füllen, dann abräumte und eine Kanne Kaffee brachte mit zwei Tassen, ihn mit Zucker und Schnaps bediente und sich zu ihm setzte, ohne ein ernstes Wort.

Unmöglich für einen gesunden und gradgewachsenen Mann, ein weibliches Wesen zu durchschauen. Sitzt er da mit halbwegs schlechtem Gewissen, des angekündigten Gewitters gewärtig, und sie spricht von Kräutern, die den Sommer über gesammelt wurden, von ihrem Bruder Toni, der unter Qualen Liebesbriefe schreiben muss, weil sein Schatz kein Telefon hat, von Vreni's Badkostüm, mit dem es an den See fuhr, um zu schwimmen und erst dort entdeckte, dass es seit dem letzten Jahr viel zu eng geworden war. Köstlich, wie Käthi davon erzählt, nicht wegrutscht, wenn er näher rückt. Ihm die Hand lässt, mit der er spielt. Und dann plötzlich den Kopf an seine Schulter lehnt und weint.

Da muss er nun doch still sein, den Atem anhalten, die Tränen auffangen mit seiner Hand und jedes Wort überlegen, bevor er eine Frage stellt. Schluchzt und weint das Mädchen wie das bare Elend, die Haare an seinem Hals, die Finger um sein Gelenk geschlossen und Stück um Stück den Arm hinauftastet, bis es endlich aus ihm herausbricht: «Jetzt weiss ich, was Sterben heisst, und du bist schuld.»

Da durchfährt ihn ein Schmerz wie ein Blitz. Diese Worte so voll Trauer gesprochen. Er möchte auffahren, aber den Kopf,

der sich im Vertrauen an seine Brust lehnt, kann er doch nicht von sich stossen, fragt nur ganz leise: «An was bin ich schuld?»

«Wenn Gertrud mir nicht geholfen hätte, ich wäre vor Angst gestorben. Vor Angst um dich!» spricht das Mädchen leise. Ahnungslos und wie vor den Kopf geschlagen sucht er nach Worten, tastet den Tränen nach, legt die Hand an die nasse Wange, richtet den Kopf auf und schaut, wie sich die Lider langsam heben und ihn ein Blick trifft, vom Leid getrübt und voll Vertrauen. «Ich habe dich von meinem Fenster aus gesehen, wie du mit der Leiter zum Kirchdach hinauf geklettert bist, eine wackelige Leiter, dabei hast du noch deinen Wasserspeier mitgeschleppt. Wegen dem Hausgiebel konnte ich nur das oberste Stück der Leiter sehen. Dann warst du plötzlich verschwunden. Ich habe nur noch gesehen, wie die Leiter schwankt. Der Sturz von dieser Höhe muss dein Tod sein, das wusste ich. Das hat mich wie ein Schwert getroffen. Seitdem weiss ich, was ich verloren hätte ... meine ganze Liebe.»

Jetzt muss er den Kopf nicht mehr aufrichten. Des Mädchens Arme schlingen sich um ihn, wilde Küsse bedecken seine Augen, seine Stirne, seinen Mund. Der Stuhl fällt um. Sie stehen in inniger Umarmung und vergessen, was ist und was war.

«Mein Liebes, du», kann er endlich reden, «ich konnte doch nicht wissen, dass du mir zuschaust, sonst hätte ich von der Armee einen Ballon gemietet. Nein, weisst du denn nicht, das ich dir jeden Schrecken ersparen, jede Angst verscheuchen will, jetzt, für immer, dein ganzes Leben lang. Du lieber Schatz, hörst du, was ich sage, was ich dir schwöre?»

Es will sich mit aller Kraft, mit allen Fingern vergewissern, dass er lebt, wirklich da und in seine Arme eingeschlossen ist. Zieht ihn an sich und kann nicht genug bekommen von diesem Gefühl des Glücks, des Geborgenseins, der unvergänglichen Liebe.

Unbegreiflich, dass das Poltern des Stuhles nicht die Mutter herbeilockte, auch nicht die neugierige Vreni, eine gute Weile kein Laut im Haus zu vernehmen war, kein schlurfender Schuh, kein Knacken im Holz, nur der Stundenschlag aus der grossen Stube.

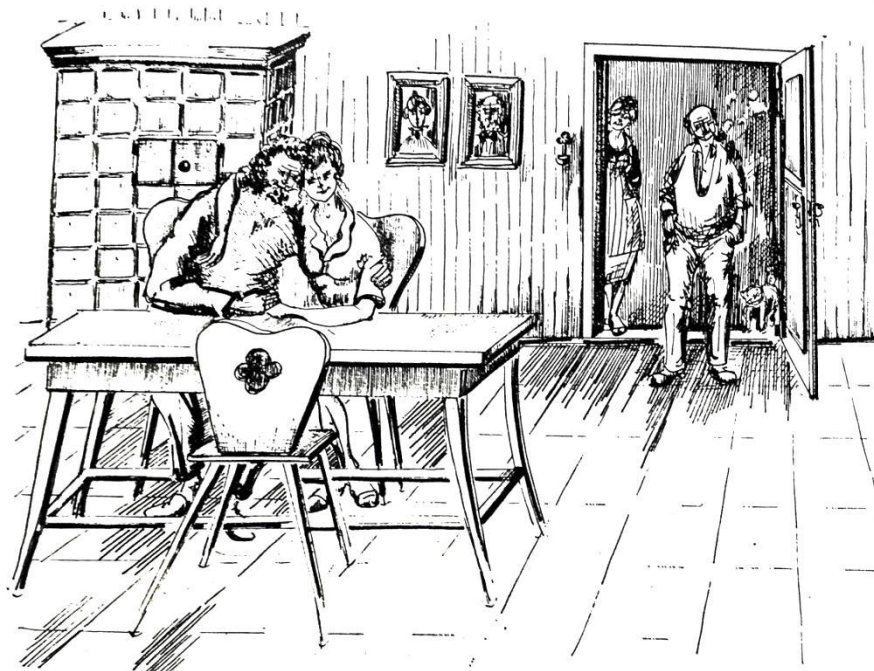
Ruhiger geworden sitzen sie beisammen, nicht mehr nach Worten suchend, blind tastend mit bedrücktem Herzen. Die Worte sprudeln. Sie haben ja die ganze schöne Zukunft zu bereden und die nächsten Schritte. Sie schrecken nicht auf, da sich ein harter Mannerschritt nähert, die Türe aufgeht, Vater Johann mit krauser Stirne vor ihnen steht und sagt: «Du bist noch da, habe dein Rad stehen gesehen. Mit dem Brennhafen ist noch nicht alles im Lot. Ich habe Dampf aufgesetzt, komm schau!»

Aber schon ist Käthi aufgesprungen, hat nach Vaters Hand gegriffen und sagt: «Du

Meinst, ich kann nicht zwei und zwei zusammenzählen. Darüber reden wir dann noch. Aber jetzt kommt Stefan noch mit mir ins Tenn, ich habe Feuer unter dem Hafen.»

«Lieber Vater», fällt ihm Käthi in die Rede, «was dein alter Brennhafen tut und wie du mit deiner Brennerei und dem Bund zu Rand kommst, das erschüttert mich nicht. Komm setz dich jetzt zu uns. Ich hole dir die Pfeife und Tabak, und auch ein Glas Wein wäre jetzt fällig.»

Tatsächlich lässt sich der Vater herbei, schaut, wie seine Tochter davonhüpft, zieht



Ruhiger geworden sitzen sie beisammen und hören Vaters Schritte nicht.

guter Mann, dein Brennhafen kann warten. Stefan und ich, wir haben uns verlobt! Natürlich wird die Verlobung in deinem Haus nach gutem Brauch gefeiert. Aber für uns gilt die jetzige, die heutige Verlobung.»

Vater Johann befreit seine Hand aus der Umklammerung, steckt sie in die Hosentasche und bleibt breitbeinig stehen. «Du meinst wohl», bringt er mit schlauem Lächeln hervor, «du verkündest mir ein Geheimnis. Müsste ja mit Blindheit geschlagen sein. Wie du in den letzten Tagen umhergeschlichen bist, gewiss nicht nur wegen der kranken Frau deines Chefs. Und das Getuschel mit der Mutter bis in die Nacht. Bis gegen den Morgen ist das helle Viereck aus deinem Fenster auf der Matte gelegen.

die Pfeife und den Lederbeutel aus der Tasche und beginnt, umständlich Tabak einzufüllen, hört zu, wie Stefan mühsam zu reden anfängt. Schaut kaum auf die Flasche, aus der Käthi die drei Gläser vollschenkt. Ist bereit, anzustossen und Stefans offenen Blick zu beachten, einen kräftigen Schluck zu trinken, lauscht Käthis übermütigem Reden, dann trinkt er aus, steht auf und sagt: «Du musst jetzt kommen. Ich kann das Feuer nicht länger allein lassen.»

«Ich warte dir!» ruft Käthi den beiden nach, da sie das Stubli verlassen und ihre Schritte durch das Haus dröhnen.

Unter dem Tenntor bleibt Vater Johann stehen, legt seine Hand auf Stefans Schul-

tern und meint: «In solchen Dingen ist ein Gespräch unter Männern vonnöten.»

Und so hat auch er an diesem Abend mit Stefan ein ernstes Wort zu reden.

Wie der gefitzte Rechtsanwalt bleich und unruhig wird

Die beiden Herren mit den geschwellenen Mappen, die im Vorspann einen guten Wein und bereitwilligst Auskunft erhalten hatten, fanden bei Dr. Friedrich keine so freundliche Aufnahme. Zuerst mussten sie in Käthis Büro warten, bis es dem Rechtsanwalt gefiel, sie zu empfangen. Dann wollte er sich in Bern und im Vorspann erkundigen, ob die Ausweise gültig und die Vollmacht genau dem Willen von Herrn Roman entsprächen. Nach den verschiedenen Telefongesprächen und Ausflüchten eröffnete ihnen der Advokat, die anvertrauten Akten seien nicht in seinem Haus, sondern im feuer- und diebessicheren Keller der Bank in der Stadt aufbewahrt, und er sehe leider keine Möglichkeit, ihnen diese in kurzer Zeit zu beschaffen.

Der umfängliche Herr runzelte seine Stirne bis zur Glatze hinauf und schien nicht Willens zu sein, vor diesem Widerstand zu kapitulieren. Er schlug vor, unverzüglich in die Stadt zu fahren, sein Begleiter sei ein sehr sicherer und gewandter Chauffeur, der Wagen stehe auf dem Platz. Herr Dr. Friedrich sprach von einem Termin, der den heutigen Tag bis zur letzten Minute belege. Daraufhin wechselte der Beauftragte das Thema und frug: «Wie ich vernommen habe, betätigt sich Ihr Sohn auch journalistisch. Würden Sie vielleicht die Güte haben, uns einige Artikel ihres Sohnes Knut vorzulegen.» Der Anwalt horchte auf und äusserte sich, er habe weder die Musse noch die Absicht, in alten Zeitungen zu wühlen, ihn interessiere auch nicht, ob Knut Artikel verfasse, er überwache lediglich sein Studium an der Universität.

Dieses Redegeplänkel hätte noch eine weitere Stunde dauern können, wenn der Herr aus Bern dafür genügend Geduld aufgebracht hätte. Er zeigte aber keine Lust, noch viel Zeit zu vergeuden und sagte in bestimmtem Tone: «Herr Doktor, von Beruf sind Sie ein offizieller Vertreter des Rechts und sind darum verpflichtet, uns erschöp-

fend Auskunft zu geben. Es besteht der berechtigte Verdacht, dass Ihr Sohn am Einbruch bei Herrn Roman, wenn auch nicht persönlich dabei, so doch sehr eng beteiligt war. Nach gründlichen Vergleichen mit der Schreibweise Ihres Sohnes und den ersten Artikeln über diese Affäre, steht einwandfrei fest, dass sie aus der Feder von Knut stammen. Die Drahtzieher, die einen solchen Skandal in Szene setzen, sind meist nicht an solchen widerrechtlichen Handlungen beteiligt, sie halten sich im Hintergrund und lassen andere die heissen Kastanien aus dem Feuer holen. Uns interessieren aber in diesem Fall die Drahtzieher, können Sie mir, Herr Doktor, die jetzt gültige Adresse Ihres Sohnes mitteilen?»

Der Anwalt war während den letzten Worten des unerbittlichen Gesprächspartners bleich und unruhig geworden, hüllte sich in Schweigen und spielte nervös mit einem Dolch, den er als Brieföffner benutzte. «Darf ich um die Adresse bitten?» fragte der Glatzköpfige nochmals und hörte endlich aus zusammengepresstem Mund: «Ich weiss sie nicht.»

«In diesem Fall können wir Ihnen aushelfen», bemerkte der Herr aus Bern, «Ihr Sohn wohnt augenblicklich bei seinem Freund, Karl Schmidt, in Stuttgart an der Ludwigsstrasse 68 und zwar im fünften Stock. Dort können wir ihn jederzeit fassen. Vielleicht aber sind Sie jetzt bereit, uns zu helfen, damit dem jungen Mann nicht eine Schuld zugeschoben wird, für die er nicht verantwortlich ist.»

Auf dem bärtigen Gesicht des Anwalts zeigten sich nur schwache Spuren seines inneren Kampfes. Die beiden Herren liessen ihm Zeit für die Entscheidung, verfolgten schweigend sein Mienenspiel ohne sich zu rühren. «Sie haben gewonnen», sagte er, «wenn ich dem irregeleiteten Knut helfen kann, will ich kein Opfer scheuen. Gestatten Sie mir, dass ich meine Verabredungen umdisponiere.»

Kurze Zeit darnach stieg Herr Dr. Friedrich auf dem Dorfplatz in das Auto mit der Berner-Nummer und fuhr mit den Herren in die Stadt.

Wenn am Kirchendach die Wasserspeier prunken

Am späten Nachmittag eines sonnigen Herbsttages bemüht sich Stefan, seine schönste Krawatte zu einem tadellosen Knopf zu binden. Das senfgelbe Hemd hängt ihm über die Hose hinab. So kommt er zur Mutter in die Stube hinein und sagt: «Wankelmütig, das Wort sitzt mir immer noch im Hirn. Ich will meiner Braut beweisen, dass ich nicht wankelmütig bin. Ich warte nicht mehr auf den Frühling. Jetzt gehe ich ins Bühl hinauf und gehe nicht mehr ab Fleck, bis der Tag unserer Hochzeit ausgemacht ist.» «Du bist ein Stürmi», schimpft die Mutter, «das fehlt gerade noch, mit Ungeduld verderben, was dir ein gnädiges Geschick so glücklich zugespielt hat. Du musst den Leuten Zeit lassen. Ein so liebes Mädchen aus einer Familie herausnehmen, ist eine riskante Sache und soll nicht übers Knie gebrochen werden. Ich rate dir, bleib daheim. Wenn du mit deiner Zornader auf der Stirne hinauffährst, geht Porzellan kaputt.»

«Immer diese Bedenken und Ängste», protestiert er, «derweil wird mein Käthi noch krank. Der Rummel in ihrem Büro, der Chef griesgrämig und launisch und dann noch die Dame mit ihren tausend Wünschen jeden Tag, das ewige Stiegen-springen. Wenn ich schön geduldig zuwarte, kann ich meine Braut auf einer Bahre zur Hochzeit mitbringen.» Die Mutter strickt ohne aufzublicken an dem Pullover, lässt nicht locker: «Du gehst mir in dieser Stimmung nicht ins Bühl hinauf!» Und sie bekommt recht.

Bald geht die Türe auf, ein Herr mit Spitzbart kommt herein und sagt: «Die Werkstatt offen und leer, wo suche ich nun den Meister?» Und da ihm seine Tochter auf dem Fusse folgt, schimpft die Mutter: «Jetzt steck endlich dein Hemd in die Hose», springt auf, geht ihnen entgegen, «das ist jetzt eine Freude, Herrn Roman und Gertrud wieder einmal in meiner Stube begrüßen zu können», lädt sie zum Verweilen ein, holt Gläser und Gebäck. Herr Roman wehrt ab, er wolle nur im Vorbeigehen eine Frage stellen und wendet sich Stefan zu: «Wie ich gesehen habe, bist du Schmied und Schlosser, vielleicht kannst du auch

noch Pflaster kochen. Der neue Tresor ist angekommen. Ich möchte gern, dass du ihn in die Wand montierst.» Mutter Magdalena, die schon eifrig mit Gertrud tuschelt, aber mit halbem Ohr zuhört, meint dazu: «Damit die Briganten wieder auf Besuch kommen und den Kasten mit samt den Edelsteinen davonschleppen.» Mit listigem Lächeln und erhobenem Zeigfinger spricht Herr Roman: «Nein, die Diamanten kommen nicht dort hinein, waren auch vorher nie in dem schweren Kasten. Die werden immer in einem Versteck versorgt, wo sie kein Mensch finden kann.»

Noch steht Stefan mit seiner schillernden Krawatte und in Werktagshosen da, hat seinen Plan, ins Bühl hinaufzufahren, noch nicht aufgegeben und fragt: «Wann soll ich kommen?» «Wenn du heute abend Zeit hast», meint Gertrud, «Käthi kommt zu mir.» «Nichts da», fährt Herr Roman dazwischen, «dann sitzt er in der Stube und ich kann mich mit dem Tresor allein abplagen.»

«Zuerst aber wird jetzt das Glas ergriffen», befiehlt die Mutter, «wenn wir schon einmal wieder glücklich beisammen sind.» Kuchen und Krapfen kommen auf den Tisch. Stefan setzt sich zu Gertrud und beginnt mit ihr zu reden. Der Klang ihrer Stimme und der Gleichmut ihres Wesens beruhigen den zappeligen Stefan.

Mitten in dem vertrauten Gespräch fragt sie ihn: «Weisst du, dass es mit Riesenschritten dem Monatsende zugeht?» «Warum?» muckt er auf. Und sie flüstert ihm zu: «Weil Kündigungen immer am Monatsende üblich sind. Käthi muss zwei Monate voraus kündigen, bevor sie bei Friedrich austreten kann.» Jetzt fährt es ihm wie ein Blitz durch den Kopf. «Hat es mit dir davon gesprochen?» Gertrud lächelt und lehnt sich zurück. «Nicht direkt, aber was ich heraushören konnte, wäre es nicht unglücklich, wenn du ihm dabei raten könntest.» Stefan sucht Gertruds Hand und sagt: «Ich danke dir. An mir solls nicht fehlen.»

Da sich nun Herr Roman erhebt und zum Heimgehen mahnt, protestiert Stefan: «Noch ist Zeit genug. Der Tresor wird in dieser Nacht noch in die Mauer gesetzt», und mit einer grosszügigen Handbewegung verspricht er, die beiden in seinem neuen

Auto hinaufzufahren. «Ei, ei», staunt Gertrud. Und Herr Roman nickt. «Hast du endlich deine Rasselkiste verkauft.» «Wehen Herzens und nur der Mutter gehorchend», zierte sich Stefan, «damit endlich ein anständiges Mädchen mitfahren kann.» Und wie er sich brüstet, mit grossen Worten seinen senfgelben Wagen rühmt. «Darum wollte ich ihn nicht ins Bühl hinauffahren lassen», unterbrach ihn die Mutter, «hört Ihr, wie er jetzt angibt.»

«Er darf auch», hilft ihm Gertrud, «ist ein perfekter Berufsmann, geradezu ein Künstler und wenn noch die vier Wasserspeier die Kirche zieren, wird ihm unser lieber alter Pfarrer um den Hals fallen, hat dazu das liebste Mädchen, das je diese Gegend durchwandert hat, an sein Herz gezogen ...»

– «Wer hat wen ans Herz gezogen», fragt eine Stimme von der Türe her, und alle schauen hin, sehen Käthi eintreten, auf Frau Magdalena zugehen. «Ich habe dir einen Kuchen mitgebracht, Mutter, wie du ihn gerne hast, zu deinem Geburtstag!» Alle kommen herbei und gratulieren. Erfreut nimmt sie die Glückwünsche entgegen und sagt, auf ihren Sohn hinweisend: «Er hat natürlich in seinem Gstürm den Tag vergessen. Ist auch begreiflich, ein Hochzeiter!»

Käthi öffnet die Schachtel, hebt eine hübsche, verzierte Torte heraus, schneidet sie in Stücke und legt auf jeden leeren Teller eine Schnitte. Kein Mensch redet vom Heimgehen, eine fröhliche Stimmung hebt an, die Gläser und Tassen werden nachgefüllt. «Jetzt bauen wir ein Fest», ruft Herr Roman über den Tisch, «wir feiern Mutters Geburtstag! Schade, dass ich meine Geige nicht mitgenommen habe, die beiden Glücklichen könnten jetzt Hauptprobe halten für den Hochzeitstanz. Fräulein Käthi, darf ich fragen, wann soll die Hochzeit sein?»

«Das hängt noch in den Wolken», bedauert das Mädchen mit ernster Miene. «Warum», fragt Stefan. «Wenn es an meinem Hochzeitstag regnen sollte. Ich kann doch in meinem schönen Brautkleid nicht platschnass vor den Altar hintreten, zuerst müssen Stefans Wasserspeier am Kirchendach prunken», meint Käthi, «du willst doch gewiss nicht eine pudelnasse Frau!» «Wenn es nur daran liegt», brüstet er sich, «schon morgen bestelle ich das Gerüst und in zwei Tagen glänzen sie vom Dach.»

«Meine Lieben», spricht Herr Roman feierlich, «das wird ein Freudentag und ich verspreche euch, beim Einzug in die Kirche werde ich meiner Geige die sanftesten Töne entlocken und nach dem Jawort spiele ich mein schönstes Stück.»

– E n d e –

Chaisch cho wennt witt

E Mocke Chäs, es Glesli Wii
wird eister neiwe ume sii
und wottisch liäber ebbis meh,
de tued iis das bimeich nid weh.

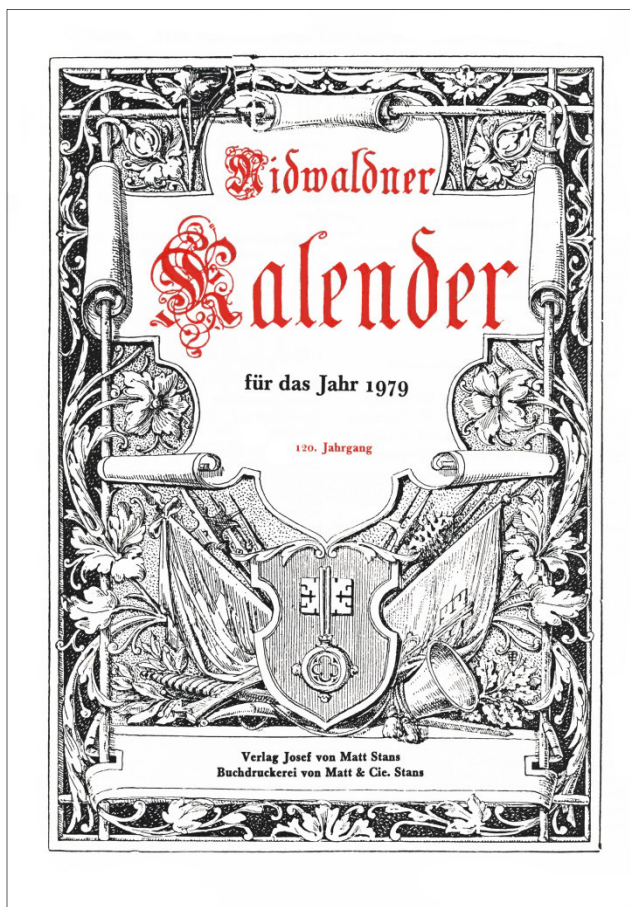
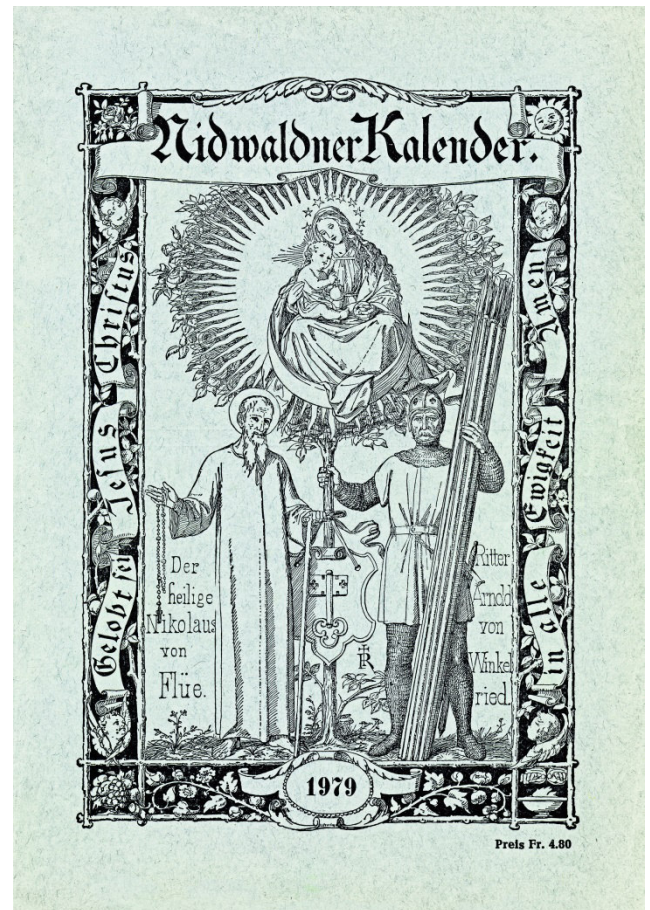
Im Winter wen dr Biswind gahd
und keine gäre dusse stahd,
de cheer dui ruähwig biänis ii,
dr Ofe wird scho warme sii.

Im Summer, wen dich d'Sunne brennd
und d'Mugge giftig biisse wend,
i miiner Stube isch es chuel
und diänig ufum Polsterstuel.

Und wen de ai i später Stund
kei Mond, kei Sterne fire chund,
de muesch dui gwiss nid fort und druis,
es Bett fir dich isch ai im Huis.

Mii gute Frind, ich säg dr hit,
vergiss das niä, chaisch cho wennt witt,
mii Tire wird diär offe stah,
chaisch eifach cho und ine gah.

J.v.M. im Nidwaldner Kalender 1986



's Meitschi i dr Tracht

E lueg ai wiä's um suiber stahd
und wiä-n-um 's Miider bhabe gahd,
sii Scheibe schillered und glänzd
und 's Haar sich um das Pffili chränzd.

Das Trachtmeitschi, lueg's ai ah
wiä's tänzeled bim z'Chile gah.

E lueg ai wiä dr Silberschmuck
im Sunneschiin bi jedum Ruck,
bi jedum Schritt e Glitzerglanz,
e Schiin gid wiä-n-e Strahlechranz.

Das Trachtmeitschi, lueg's ai ah
wiä's lached und so flingg cha gah.

Und stahd dett uf-um Chileplatz
dem Meitili si liäbe Schatz,
de liichtid d'Aigili älei
so heiter wiä Karfunkelstei.

Das Trachtmeitschi luegd-e-n-ah
und will etz nimme gleitig gah.

J.v.M. im Nidwaldner Kalender 1986

Die Kalendergeschichten von Josef von Matt (1901-1988)

Quelle: Maturaarbeit 2010 von Christoph Uiting, Stans:
«Der Nidwaldner Kalender im Wandel der Zeit»

1931	1	Wilde Wasser	1964	34	Die beiden Schwestern
1932	2	Harter Winter – Goldiger Frühling	1965	35	Am alten Pilgerweg
1933	3	Liebe und Geld	1966	36	Der Baumeister Christian
1934	4	Der Balz auf Sonnenberg	1967	37	Im Haus zum goldigen Ring
1935	5	Der Schützenbecher	1968	38	Heimat
1936	6	Der Sattler-Hans	1969	39	Ein Schleier aus Frankreich
1937	7	Falsch und echt	1970	40	Im Doktorhaus am See
1938	8	Viel Wein und viel Liebe	1971	41	Die Quelle
1939	9	Der Geiz-Michel	1972	42	Der neue Bäcker
1940	10	Marie-Theres	1973	43	Die alte Uhr
1941	11	Treue (Franzosenüberfall 1798)	1974	44	Vertrauen
1942	12	Schlipfli-Vrenili	1975	45	Der silberne Petrus
1943	13	In der Fluh	1976	46	Die Apotheke zum goldenen Hahn
1944	14	Wider Hass und Streit	1977	47	Der schwarze Onkel
1945	15	Der Waisenhausbub	1978	48	Das Licht auf der Brücke
1946	16	Seines Glückes Schmied	1979	49	Der Blick aus dem Fenster
1947	17	Unter der schwarzen Fluh	1980	50	In die weite Welt
1948	18	Im Seewind	1981	51	Fernweh
1949	19	Der Knecht vom Hochtal	1982	52	Und wieder blüht der Feuerbusch
1950	20	Der Griesli-Lenz	1983	53	Der Gewalt entronnen
1951	21	Der Heidenturm im Bühl	1984	54	Warten auf den schönen Tag
1952	22	Die Liebe geht über die Brücke	1985	55	Tapfer unter trübem Himmel
1953	23	Beim Pfarrer im Ribimoos	1986	56	Die Hochzeit in der Schlosskapelle
1954	24	Das Lied der Heimat	1987		2 Kurzgeschichten: Ich habe einmal in die Ewigkeit hineingesehen
1955	25	Der Ring mit dem roten Stein			S Kathrindli Schriftdeutsche Fassung/ Tonaufnahme von J. von Matt auf Mundart
1956	26	Das Grab im Wald			
1957	27	Der Stampfer			
1958	28	Monika			
1959	29	Aus der Kraft der Ahnen			
1960	30	Der Ürte-Vogt	1990		Das Pestloch entstanden 1952 auch in «Josef von Matt erzählt», 1989
1961	31	Der Spekulant			
1962	32	Arzt und Menschenfreund			
1963	33	Im Steinhaus am Mühlebach Beilage zum Nidwaldner Kalender 2013 Publikation in Zusammenhang mit dem Schreib- wettbewerb für Kalendergeschichten Herausgeber: Gesellschaft Nidwaldner Kalender – Verlag Bücher von Matt			